

# OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

41. Jahrgang

1987

Heft 3

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich

---

Aldemar Schiffkorn

Herman von Schmid. Ein bayerischer Volksschriftsteller  
aus Waizenkirchen. 1815–1880

175

---

Malvine Stenzel

Kurwesen und Fremdenverkehr am Beispiel von drei  
oberösterreichischen Gemeinden

236

---

Josef Demmelbauer

Der Staat der zwanziger Jahre im Spiegel von Dichtung und Staatslehre

262

---

Walter Zettl

Die Donau und ihre mitteleuropäische Dimension

269

---

Fritz Feichtinger

„Gustav“ aus Adalbert Stifters „Condor“ ist nun bekannt

274

---

Josef Demmelbauer

Ortspolizeiliche Maßnahmen gegen Religionsstörung

278

---

Buchbesprechungen

281

---

173

In einer Ausgabe von Weihnachtsgedichten erschien 1980 im Münchener Heyne-Verlag<sup>63</sup> Herman Schmid's Gedicht „Vöglein“. Die Gedankentiefe der Verse spricht uns auch heute noch an. Ein Vöglein, das im Käfig, aus dem Ei geschlüpft, niemals den Wald gesehen, träumt unter dem Weihnachtsbaum des Dichters einen seltsamen Traum, der den Dichter an eine andere Welt gemahnt und auch an so manche Fragen, die er sich oft zweifelnd gestellt hat.

Neben den Gedichten und Prologen verdient das romantische Epos „Winland oder die Fahrt ins Glück“ Beachtung, hatte doch Schmid während eines Vierteljahrhunderts an diesem Inbild seines Seelenlebens und geistigen Entwicklungsweges gearbeitet, ehe es 1876 in der Deutschen Romanbibliothek bei Hallerberger in Stuttgart erscheinen konnte. Gegenüber dem geistigen Ringen des Helden, der, von Zweifeln getrieben, nach der Wahrheit suchend, durch die Welt zieht, überwiegen im Epos jedoch kulturhistorische Elemente, liebevoll ausgeführte Landschaftsschilderungen und romantische Reminiszenzen an das Mittelalter. So bezeichnete Ludwig Trost „Winland“ als ein „in einen Novellenzyklus zerfallendes romantisches Epos“. Es verrät, daß „derjenige, welcher ein Leben lang daran gedichtet hat, durch das ganze Leben und im Grunde des Herzens ein Romantiker war“<sup>64</sup>. So pflückt Bruno, der Held des Epos, ehe er zu seiner Fahrt aufbricht, eine Rose vom elterlichen Grabe, und es ist ihm dabei, als spräche die Mutter zu ihm:

*Bleibe stark. – Du bist am Ziele,  
Wenn die Rose wieder blüht.*

Mit der Rose an der Brust zieht Bruno auf die Suche nach dem Glück aus. Nach stürmischer Lebensfahrt heimgekehrt, sieht er von den Zinnen seines Schlosses die Sonne seines letzten Erdentages aufgehen:

*Die schwache Hand mit nie gefühlter Lust  
Sucht nach der Mutter Rose auf der Brust.*

Schließlich sieht Bruno die in Sonnenglut getauchte Rose wie von neuer Blüte überhaucht:

*O Mutter – seufzt er, freudig im Gemüt,  
Nun naht das Ziel – denn deine Rose blüht.*<sup>65</sup>

Felix Dahn zollt dem Epos hohe Anerkennung: „Du hast mir ein weihevolleres Geschenk gemacht. Würdigere Hände als die meinen werden Dir den Lorbeer dafür reichen, doch wünsche ich Dir viele Leser, die Deinem Werke die gleiche Empfäng-

<sup>63</sup> Fröhliche Weihnachten. Herausgegeben von Daniel Kleinworth mit vielen liebevollen Details von Ludwig Richter. S. 14 f.

<sup>64</sup> Trost: S. 112 f.

<sup>65</sup> Trost: S. 88.

lichkeit entgegenbringen, denn ganz eigentümlich hat mich das Buch ergriffen, in welches Du den reichen Schatz Deiner Erfahrungen, Deines Seelenlebens, Deines Wissens in das Gewand schönster und tiefster Poesie gekleidet hast. Aus dem Pagenkleid des jungen Garzun, aus der Rüstung des Ritters, aus dem Pilgerkleide des Heimkehrenden, aus dem glücklich befriedigten, weichen Vater seiner Lieben hat mich mein lieber, alter ‚Cañões‘, wie er vor meiner Seele steht, angeblickt. Daß Du mit seltener Meisterschaft verstehst, uns mit wenig Zeilen in neue Situationen einzuführen, ist allbekannt. Hier kam Dir die schöne Seite Deines Talentes sehr zustatten.“<sup>66</sup> Die Urteile über „Winland“ lauteten unterschiedlich. Schmid soll sich von seinem Epos ein nachhaltiges Echo erwartet haben, mußte sich dann aber enttäuscht sehen.

## 7. Der Volksschriftsteller

Mit seiner Ehefrau Wilhelmine geb. Reischl sowie mit deren Mutter und der Ziehtochter Johanna von Wagner bewohnte Herman Schmid seit 1854 ein schlichtes, aber behagliches Heim in Giesing, das damals noch am äußersten südöstlichen Rande von München gelegen war. Ein verträumter, mit Bäumen bestandener Garten rings um das Haus in der Tegernseer Landstraße 18 (später 98) war von Frau Wilhelmine angelegt worden, um ihrem Gatten eine seiner Naturliebe entsprechende Umgebung zu schaffen. Von den Fenstern des Hauses öffnete sich dem Blick des Dichters damals noch die Aussicht auf die bayerische Alpenkette. Schmidts Arbeitszimmer lag in der Mansarde des Hauses und war daher nicht aufwendig ausgestattet, zumal Stehpult, Lehnstuhl, Schreibtisch und Bücherschränke nebst einem kleinen Ofen den Raum ausfüllten. Hier entstanden Schmidts zahlreiche Erzählungen und seine Romane, an denen er schon in den frühen Morgenstunden arbeitete, wenn er nicht im Sommer seinen Arbeitsplatz in den Garten verlegt hatte.

Ein Besucher hat uns im Familienblatt „Die Gartenlaube“ über seine im Hause Schmid gewonnenen Eindrücke berichtet. Ihm danken wir eine ausführliche Schilderung des Dichterheimes, das nun längst einer Tankstelle gewichen ist; auch vom einstigen Gartenidyll ist keine Spur mehr zu sehen. „Vor mir stand ein einfaches, einstöckiges Gebäude mit einem Frontgiebel, durch nichts ausgezeichnet, nur von allen Seiten mit Weinreben und Efeu so reichlich überzogen, daß kaum die Fenster daraus hervorzuschauen vermögen, und durch die Spalten der Gartenumzäunung winkten Buschwerk und Blumen.“<sup>67</sup> Im weiteren wird uns die Begegnung mit Herman Schmid geschildert: „Ich klingelte und wurde von einem dienstbaren Geiste empfangen, der mich ohne viele Umstände durch die saubere, aber prunklose Hausflur in den Giebelstock des Hauses geleitete, wo ich von dem Herrn desselben mit offener und, wie mir schien, nicht eben angenehmer Überraschung begrüßt wurde. Der Zufall war mir günstig gewesen und hatte mich unmittelbar in das Arbeitszimmer Schmidts geführt.

<sup>66</sup> Zitiert aus „Hermann von Schmid. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag am 31. März 1915.“ Von Dr. K.(arl) Fuchs. In: Beilage der Linzer Tages-Post Nr. 79. 51. Jahrgang. Samstag 27. März 1915.

<sup>67</sup> In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt. Jahrgang 1867. Nr. 32. Hgb. Ernst Keil. „Ein Erzähler der Gartenlaube“. S. 506–509 (nicht gezeichnet, Bild).

Während des ersten Wechsels herkömmlicher Redensarten hatte ich vollauf Zeit, mir meinen Mann zu betrachten. Schmid sieht einfach, beinahe schlicht aus, ist nicht groß und von untersetztem, man darf sagen, beleibtem Körperbau, und obwohl erst ein angehender Fünfziger, ist er doch bereits vollständig ergraut. Aber wie nahe am schneeigen Gipfel des Berges oft das herzerfrischendste Grün das Auge labt, so leuchtet auch aus dem jugendlich schönen Angesichte und Auge das reiche geistige Innenleben des Dichters, das die eisige Luft schwerer Sorgen nicht zu ersticken vermochte.“<sup>68</sup>

Als Erzähler hatte sich Herman Schmid zunächst nur schwer durchzusetzen vermocht, denn lange Zeit hindurch fanden seine Manuskripte keinen Verleger. Der erste war Eduard Höfer, der in den gemeinsam mit Hackländer herausgegebenen „Stuttgarter Hausblättern“ ab 1855 Schmid's Erzählungen „Unverhofft“, „Der Greis“ und „Das Todtengesicht“ veröffentlichte. Mit den frühen Erzählungen „Falkenstein“, „Eigener Herd“, „Mohrenfranzl“ und „Die Huberbäurin“ erschienen diese 1861 bei Rohsold in München unter dem Sammeltitle „Alte und Neue Geschichten aus Bayern“. Durch die „Stuttgarter Hausblätter“ war Ernst Keil auf Herman Schmid aufmerksam geworden. Er lud diesen daraufhin zur Mitarbeit an seinem Familienblatt „Die Gartenlaube“ ein. Mit der ländlichen Kriminalgeschichte „Die Huberbäurin“ wurde Schmid 1860 dem breiten Leserkreis der „Gartenlaube“ bekannt. Damit war ihm der Durchbruch als Erzähler gelungen. So verdankt Schmid, wie er selbst einmal gestand, Namen und Popularität der „Gartenlaube“. In der Folge erschienen in der „Gartenlaube“ 1861 „Das Bombardement von Schärding“ (Erlebnissen seines Vaters nacherzählt) und „Der Holzgraf“ (eine oberbayerische Geschichte); 1862 „Blut um Blut“; 1863 „Almenrausch und Edelweiß“ (Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge); 1864 „Der Kranz am Marterl“; 1865 „Der Dorfcaplan“ und „Der bayerische Hiesel“; 1866 „Der Dommeister von Regensburg“ (geschichtliche Erzählung); 1867 „Die Brautschau“ (ein Bild aus den oberbayerischen Bergen) sowie „Der Habermeyer“ (ein „Volksbild“); 1868 „Süden und Norden“ (eine bayerrische Dorfgeschichte aus dem Jahr 1866); 1869 „Die Gasselbuben“ (eine Geschichte aus den bayerischen Vorbergen); 1870 „Der Bergwirth“ (eine Geschichte aus der Zeit des Eisenbahnbaues); 1871 „Die Z'widerwurz'n“; 1873 „Der Loder“; 1874 „Die Geschichte vom Spötterl“.

Das illustrierte Familienblatt „Die Gartenlaube“, von Ernst Keil in Leipzig gegründet, war am 1. Jänner 1853 erstmals als Beilage zum „Illustrierten Dorfbarbier“ erschienen. In der Ankündigung der Herausgeber hieß es u. a.: „Ein Blatt soll's werden für's Haus und für die Familie, ein Buch für Groß und Klein, für Jeden, dem ein warmes Herz an den Rippen pocht, der noch Lust hat am Guten und Edlen! Fern von aller rai-sonnierenden Politik und allem Meinungsstreit in Religions- und anderen Sachen, wollen wir Euch in wahrhaftig guten Erzählungen einführen in die Geschichte des Menschenherzens und der Völker, in die Kämpfe menschlicher Leidenschaften und vergangener Zeiten.“<sup>69</sup> Dem Zuge der damaligen Zeit folgend, sollten auch naturwis-

<sup>68</sup> Ebenda. S. 506.

<sup>69</sup> Zitat aus: Kulturkampf in der Gartenlaube. Das Blatt für höhere Töchter war nicht nur idyllisch. Von Hans Gerd Rötzer. In: Rheinischer Merkur. Nr. 33 v. 16. August 1963. S. 13.

senschaftliche Themen in allgemein verständlichen Beiträgen behandelt – und damit dem Bildungsinteresse der Leser sowie dem bürgerlichen Fortschrittsoptimismus Rechnung getragen werden. „So wollen wir Euch unterhalten und unterhaltend belehren. Über das Ganze aber soll der Hauch der Poesie schweben wie der Duft auf der blühenden Blume, und es soll Euch anheimeln in unserer Gartenlaube, in der Ihr gutdeutsche Gemütlichkeit findet, die zu Herzen spricht.“<sup>70</sup>

Diese Ankündigung verrät den Geschmack und die Mentalität des deutschen Bürgertums dieser Zeit. Als verantwortlicher Redakteur der „Gartenlaube“ zeichnete vorerst Ferdinand Stolle, da der Leipziger Verleger Ernst Keil wegen der revolutionären Tendenz seiner Zeitschrift „Der Leuchtturm“ 1851 zu neun Monaten Haft verurteilt und die Zeitschrift verboten worden war. Sie hatte 1848 eine bedeutende politische Rolle gespielt. Ernst Keil wie Herman Schmid waren liberale Demokraten von ausgeprägt deutschnationaler Gesinnung, die Deutschlands Einigung herbeisehnten. So äußerte Herman Schmid dem vorhin bereits erwähnten Besucher gegenüber: „[...] erleben werden wir die Zeit der Einigung nicht, der wir mit voller Strömung entgegentreten – aber ich freue mich bei dem Gedanken an die äußere Ausdehnung und innere Erhebung, welche Dichtung und Kunst dann erfahren werden, wenn sie einmal der Ausdruck einer großen gesamten – Gott gebe auch in ihren religiösen Angelegenheiten einigen Nationalität sein werden, wenn es ihnen gestattet ist, in Gestalt und Inhalt echt volkstümlich zu sein – [...] ich habe kein anderes Streben als für das Volk zu schreiben und etwas beizutragen zu seiner Geistesbildung und Gemüths-erfrischung.“<sup>71</sup> Wie anders dagegen dachte hundert Jahre zuvor Justus Möser im I. Teil seiner „Patriotischen Phantasien“ (1774–1778) über ein vereinigt-tes Deutsches Reich. Gerade die bestehende Vielfalt kleiner Staaten erschien ihm als höchst wünschenswert zur Ausbreitung der Kultur.

Ernst Keil verstand es auf äußerst geschickte Weise, Wissensdurst, Fortschrittsglauben und gefühlsbetonten Nationalismus liberaler bürgerlicher Leser anzusprechen. So erreichte die „Gartenlaube“ alsbald ständig wachsende Auflagenziffern, insbesondere in den Jahren des Kulturkampfes. Keil mobilisierte die nationalen Emotionen seiner Leser gegen die in politische Defensive gedrängten Katholiken. Scharfe Polemiken richtete die weitverbreitete „Gartenlaube“ gegen den Vatikan, die katholische Geistlichkeit und in besonderer Weise gegen den Jesuitenorden. Wenn selbst evangelische Leser sich gegen diesen aggressiven Stil der „Gartenlaube“ verwahrten, wurden sie als rückständig abgetan. Mit verlegerischem Spürsinn hatte Ernst Keil in Herman Schmid einen zugkräftigen, volkstümlichen Autor erkannt. Zwischen beiden entwickelte sich alsbald ein freundschaftliches Verhältnis. So manches Gedankengut, das Herman Schmid in seine Erzählungen einflocht, entsprach den Ideen und Absichten Keils.

Schmids in der „Gartenlaube“ veröffentlichte Erzählungen aus dem bäuerlichen Milieu aber verraten kaum kulturkämpferische Tendenzen. Schmid hatte

---

<sup>70</sup> Ebenda.

<sup>71</sup> Wie Anm. 67. S. 507, 509.

seine Knabenjahre auf dem Lande verlebt, hatte nach eigener Aussage, also früh schon, die bäuerliche Arbeitswelt kennengelernt und später während seiner Gerichtspraxis genügend Einblicke in Denkweise, Sitte, Brauch und Lebensart des Landvolkes gewonnen. Das sollte nachmals dem Volksschriftsteller zum Vorteil gereichen. Seinen Erzählungen liegt stets etwas wirklich Erlebtes zugrunde: „Das Wirkliche darin ist für mich dasselbe, was in den historischen Erzählungen die Geschichte. Es gibt dem Grundgedanken den Entwurf und die Skizze, so daß fast nur übrig bleibt, das Bild ins Reine zu zeichnen, ihm Farbe zu geben und so ein Stück wahrhaften Lebens zu schildern.“<sup>72</sup> Mit seinen Erzählungen aus Bayern und Tirol hat sich Schmid als zugkräftiger, volkstümlicher Schriftsteller erwiesen, der sich bei den Lesern äußerster Beliebtheit erfreute. Ländliche Volkstrachten werden von ihm liebevoll bis ins Detail beschrieben, Fest und Feier und das Theater im Dorf werden ebenso in bunten Farben geschildert wie Natur und Landschaft. Respektvoll geht er auf Äußerungen der Volksfrömmigkeit ein.

Mit seinem Mißtrauen gegen Verstädterungstendenzen im ländlichen Raum hält er keineswegs zurück. Scharf konturiert sind die Charaktere, hart prallen die Gegensätze aneinander, doch schließlich kommt aber – von wenigen Ausnahmen abgesehen – doch wieder alles ins rechte Lot. Das Böse wird in dunkelsten Farben gemalt, um dem Guten umso mehr Leuchtkraft zu verleihen. Besonderen Anklang fand der Bauernroman aus dem oberbayerischen Gebirge *„Das Schwalberl“* (München 1864). Der Oberstkämmerer des Königs, Graf Pocci, ein vielseitig begabter Münchener Dichter, Zeichner und Musiker der Spätromantik, hat zu dem ersten Kapitel des Romans ein Aquarell geschaffen, das er Schmid widmete, um ihm damit seinen Beifall zum *„Schwalberl“* zu bekunden. Die Dramatisierung des Romans erlebte am 27. Oktober 1877 ihre Uraufführung am Gärtnerplatztheater. Eine Reihe weiterer Werke Herman Schmidts verdienen hier genannt zu werden, so der Roman *„Sankt Barthelmä“* (1868), die Dorfgeschichten *„Aufg'setzt“*, *„Hund und Katz“*, *„Ledige Kinder“*, *„Die Goldsucher“* und *„Im Himmelmoos“*. Aber auch in andere Milieus verlegte Schmid manche seiner Novellen und Erzählungen, so *„Die Unsterblichen“*, *„Die Geschiedenen“*, *„Der Vampyr“*, *„Ein treuer Mann“*, *„Das Münchener Kindl“*. Genannt seien noch *„Die Venediger“*, *„Der Wichtel“* und *„Der lateinische Bauer“*. Bereits 1867–1869 war in Leipzig eine erste überarbeitete Auswahl von Schmidts in der *„Gartenlaube“* bzw. in Jankes Romanzeitung, im *„Sammler“* und in anderen Zeitschriften erschienenen Erzählungen herausgegeben worden. In zweiter Auflage brachte Ernst Keils Nachfolger in Leipzig Herman Schmidts Prosawerke heraus. Die *„Gesammelten Schriften“* enthalten insgesamt 46 seiner Erzählungen und Novellen sowie die großen, mehrteiligen Romane.

Wie als Dramatiker, so wählte Herman Schmid auch als Romanautor historische Stoffe aus der Geschichte Bayerns und Tirols. Jahre hindurch hatte er sich mit dem Vorhaben befaßt, die Geschichte Bayerns in einer fortlaufenden Reihe von Dramen, Erzählungen und Romanen dichterisch zu gestalten. Angeregt wurde er dazu von König Maximilian II., der sich mit ähnlichen Plänen befaßte. Von seinen Erzäh-

<sup>72</sup> Ebenda. S. 507.



lungen und Romanen bekannte Schmid: „Ich darf wohl sagen, ich habe sie mit dem Herzen geschrieben und in ihnen niedergelegt, was ich dem Volke, dem ganzen deutschen Volke wünsche an Freiheit in Staat und Leben, an Licht und Feuer im Gemüthe, an Wissen und Bildung in Aufklärung und Vermeidung der Vorurtheile.“<sup>73</sup>

Freiheit und Recht, Toleranz und Heimatliebe sind die Ideale seiner Helden. Sie dulden weder Glaubens- noch politischen Gesinnungszwang, treten gegen jederart von Willkür und Unterdrückung auf, üben Großmut, kämpfen tapfer und ehrenhaft. Politischen Ränkespielen, Verrat und Verleumdungen ausgesetzt, werden sie meist zu Opfern ihrer aufrechten Gesinnung. In der zur Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor (1777–1799) handelnden Münchener Geschichte *„Mein Eden“* (München 1862) ist es der junge Freiherr von Meggenhofen, der dem gesellschaftlichen Vorurteil und den Hofintrigen zum Opfer fällt. Schmid zeichnet ein vom Ungeist der Inquisition besessenes Milieu, in welchem gesundes Denken und Gesinnungsfreiheit ebenso wie menschliches Empfinden brutal unterdrückt werden. Dabei sind auch die Mitglieder des aufklärerischen Illuminatenordens Zielscheibe von Denunzianten und blinden Fanatikern. Der Verfasser entwirft dabei ein wohl stark überzeichnetes Nachtbild Münchens des ausgehenden 18. Jahrhunderts, das eher an Venedigs Bleikammern und geheime Gesellschaften erinnert, wie Julius Grosse in der *„Baierischen Zeitung“* Nr. 209 vom 16. August 1862 kritisch vermerkte. König Maximilian II. wiederum bezeichnete dieses Werk als sein Lieblingsbuch. Dr. Karl Fuchs berichtet zum 100. Geburtstag Schmidts in der Beilage der *„Linzer Tages-Post“* (51. Jg., Nr. 79 vom 27. März 1915): „Er [König Max II.] sagte einmal zum Dichter: ‚Wenn ich so einsam im Gebirge meine Spaziergänge mache, so habe ich stets Ihr *„Mein Eden“* bei mir, und an irgendeinem trauten, schattigen Plätzchen angekommen, lese ich dann stets mit neuem Vergnügen. Besonders wohlthuend berührt mich die Objektivität, mit der Sie Karl Theodor behandeln [...]“

Wiederum eine Münchener Geschichte, diesmal aus der Regierungszeit des Kurfürsten Max Joseph III. (1745–1777), ist der 1864 in Berlin erschienene Roman *„Im Morgenroth“*. Unter Max Joseph konnte die Aufklärung in Kurbayern Fuß fassen, erfolgten Reformen im Justizwesen, in der Kirchenpolitik sowie im Erziehungswesen und 1759 wurde die Bayerische Akademie der Wissenschaften gegründet. Schmid schildert die Auseinandersetzungen der Aufklärer mit den Elementen der „Finsternis“ und des „Aberglaubens“ in übersteigerter Schwarzweißmalerei. Den Jesuiten weiß er hier, wie in den anderen historischen Romanen und Erzählungen, keinerlei Sympathien abzugewinnen (außer dem Pater Malaspina im *„Kanzler von Tirol“*). So wird die unter Papst Clemens XVI. 1773 erfolgte Auflösung des Jesuitenordens von den „Männern des freien Geistes“ freudig begrüßt. Dennoch versucht der Verfasser am Ende seiner Geschichte der Bedeutung der Jesuiten seine Reverenz zu erweisen; bei der Nachricht von der Auflösung des Ordens gibt einer der Freisinnigen zu bedenken: „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber mich wandelt ein Gefühl an, wie Schauer! Wir wollen uns nicht verhehlen, es war doch ein großartiges, ein gewaltiges Gebäude, das

<sup>73</sup> Ebenda. S. 509.

nun in Trümmer gestürzt ist.“ Daß „*Im Morgenroth*“ unliebsames Aufsehen in katholischen Kreisen erregt hatte, war wohl verständlich. Aufschluß darüber geben die folgenden Stellen aus zwei Briefen Herman Schmid vom 28. August bzw. vom 10. Oktober 1864 an seinen Freund Oskar Horn, der seit Juni 1864 der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ angehörte: „Ich höre durch Pustet mittelbar (mir selber sagte er derlei nicht), das in ultramontanen Lagern ein Zetergeschrei über die erwähnte Erzählung erhoben wurde. Vielleicht scheint es Ihnen, wenn Sie selber gelesen haben, zweckdienlich, wenn ich Ihnen bemerke, daß ich nicht nur im Großen und Ganzen, sondern sehr ins Detail der Geschichte treu geblieben bin und nur in der romantischen Verknüpfung mir einige Freiheiten erlaubte.“ Schmid beruft sich dann auf gewisse im „Reichsarchiv Conservatorium“ noch vollständig vorliegende Akten von 1769. Weiter heißt es: „Auch über Stadlers Bestrebungen gegen die Akademie gibt selbst der jesuitenfreundliche Lipowsky (Max Joseph III.) durch Abdruck des Briefes Zeugnis, den Stadler an den kurfürstlichen Leibarzt schrieb.“

Gegen eine Rezension von „*Im Morgenroth*“ in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ soll scheinbar interveniert worden sein, wie Schmid am 10. Oktober 1864 an Oskar Horn schreibt: „Wegen ‚*Im Morgenroth*‘ haben sich, wie ich höre, die Ausichten verdüstert. Sollte es wirklich so weit sein, daß die ‚Allgemeine‘ es nicht mehr wagt, ein Kunstwerk zu besprechen, wenn sie dasselbe dessen würdig findet, bloß weil es der schwarzen Bande unangenehm sein kann? Das zu glauben, kann ich mich nimmermehr entschließen, und es wird wohl so sein, wie es bisher immer war – ein gewisser Einfluß weiß alles für mich Günstige zu hintertreiben und auch Ihre Freundschaft ist nicht im Stande, denselben zu neutralisieren; und dieser Einfluß ist ein literarischer...“<sup>74</sup>

Im Mittelpunkt der 1875 in Leipzig erschienenen deutschen Kaisergeschichte aus Bayern, „*Concordia*“ (5 Bände), steht Kurfürst Karl Albrecht. Nach dem Tode Kaiser Karls VI., der ohne männliche Nachkommen gestorben war, begann Karl Albrecht im Herbst 1741 den österreichischen Erbfolgekrieg, in dessen Verlauf Oberösterreich besetzt wurde. Am 12. Februar 1742 wurde Karl Albrecht in Frankfurt als Karl VII. zum Kaiser gekrönt, starb aber bereits am 20. Jänner 1745. Die Schrecken der Pandurenzeit, die Bayern daraufhin durchstehen mußte, waren blutige Folgen des Bruderkrieges. Schmid entwirft in „*Concordia*“ ein breit angelegtes Zeitbild dieser für Bayern so bewegten und leidvollen Epoche. Eine Fülle von historischem Material ist in die umfangreiche Kaisergeschichte miteingeflossen. Die ausführliche Behandlung zahlreicher Episoden im Rahmen der geschichtlichen Ereignisse verzögert allerdings den Ablauf der Geschehnisse, wodurch das Werk an mangelnder Geschlossenheit leidet.

Schmid aber will mehr als nur geschichtliche Abläufe dichterisch gestalten; es geht ihm letztlich auch darum, seine persönlichen religiösen und politischen Ideale dem Leser nahezubringen. So antwortet die katholische Kordel ihrem evangelischen Bräutigam Pilgram auf die Frage, ob sie Bedenken wegen der Verschiedenheit ihrer

<sup>74</sup> Bayerische Staatsbibliothek, Handschriften- und Inkunabelnabteilung Cod. germ. 6540.



Bekenntnisse hege: „Ich weiß jetzt, daß wir miteinander beten können, denn wir glauben alle an einen Gott...“ Ein fast gleichlautender Satz findet sich in der Dorfgeschichte „*Süden und Norden*“, auf die später noch eingegangen werden soll. Schmidts Demokratieverständnis und seine politische Zukunftsvision erfahren mit den Worten, die der sterbende Kaiser Karl VII. an seinen Sohn richtet, beredten Ausdruck: „Sei ein milder Herrscher! Ehre Dein Volk, danke ihm für seine Liebe und Treue dadurch, daß Du es glücklich machst, ach, glücklicher, als es mir zu machen vergönnt war! Es werden neue Zeiten kommen; mach Dich bereit, diese neuen Zeiten zu erfassen! Stütze Dich auf's Volk, mein Sohn! Das ist verlässiger Boden...“ Eindeutig drückt sich Schmid auch in dem reichlich phantastischen fünfbindigen Roman „*Mütze und Krone*“ (Leipzig 1869) aus. Wohl aus begreiflichen Gründen heißt es dazu im Prolog: „Schatten selber kann die Kunst beleben / Und als wirklich zaubert sie herauf / Was sich nie und nirgends hat begeben!“

Wie in „*Mein Eden*“ und „*Im Morgenroth*“ wird auch hier mit den Kräften der Reaktion um Freiheit und Recht gerungen. Der freisinnige Minister wird – als Republikaner verdächtigt – entlassen. Mit seiner Gefährtin wählt er den Weg in die Freiheit, die nach Amerika führt. Vom Bord des Schiffes grüßt er noch einmal die seinem Blick entwindenden heimatlichen Ufer: „...lebe wohl, geliebtes, mit Schmerzen geliebtes Land! Wir gehören Dir nicht mehr, aber unsere Herzen werden nie aufhören, bei Dir zu sein! Sei glücklich, geliebte deutsche Heimat, so glücklich, als unsere kühnsten Träume nicht gedacht [...] die Zeit wird kommen [...] die Zeit der Freiheit, in der kein Zwiespalt mehr sein wird zwischen Fürst und Bürger, keine Feindschaft mehr zwischen Mütze und Krone!“

Unter dem Leitgedanken „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben“ steht die geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Kurfürsten Max II. Emanuel (1679–1726) „*Die Mordweihnacht*“ oder „*Der Jägerwirth von München*“ (München 1864). Es ist die gnadenlose Besatzungszeit Bayerns durch die kaiserlichen Truppen nach der verlorenen Schlacht bei Höchstädt und Blindheim am 13. August 1704, die zu jener verzweifelte Volkserhebung führte, die 1705/06 in dem grausamen Gemetzel von Sendling und Aidenbach blutig endete. Das Buch ist, wie es im Nachwort heißt, dem Gedenken an jene Bürger Münchens von 1705 gewidmet, die für Bayerns Freiheit ihr Leben ließen. König Maximilian II. hatte Herman Schmid beauftragt, diesen Getreuen mit der Geschichte vom Jägerwirth ein Denkmal zu setzen. In das erste Regierungsjahr Max Emanuels hat Schmid seine Erzählung „*Die Türken in München*“ verlegt. Sie erschien 1870 in der belletristischen Beilage zur Augsburger Abendzeitung „*Der Sammler*“. Der Verfasser verbindet auch hier wieder Geschichte und Fabel in geschickter Weise. Die von Max Emanuel zur Anlage des sogenannten „*Türkengrabens*“ eingesetzten türkischen Kriegsgefangenen, vor allem aber eine zum Christentum bekehrte schöne Türkin, sorgen nicht nur in der Stadt und in einer Münchner Bürgerfamilie für einige Unruhe, sondern stiften auch am kurfürstlichen Hofe Verwirrung. Die schöne Türkin bildet dabei das geeignete Medium, das bürgerliche Milieu mit dem des kurfürstlichen Hofes im Handlungsablauf der Geschichte in Verbindung zu bringen. Indessen wird ein politisches Intrigen- und Ränkespiel um Kurfürst Max Emanuel in Gang gesetzt, das den jugendlichen und lebensfrohen Kur-

fürsten für Reich und Kaiser erhalten soll. Es fehlt nicht an heiteren Szenen und komischen Figuren in dieser Geschichte, die nachmals von Neuert und Schmid für die Bühne bearbeitet und im Gärtnerplatztheater am 23. März 1878 aufgeführt wurde.

Eine Erzählung aus der Zeit des Kurfürsten Ferdinand Maria (1651–1679) ist „*Das Münchener Kindeln*“, ursprünglich ein Schaustück zur Siebenhundertjahrfeier der Stadt. Auch dieses Werk will die Liebe und Treue der Münchner zu ihrem Landesherren bekunden.

Aber auch die Geschichte Tirols regte Herman Schmid zur dichterischen Gestaltung historischer Ereignisse an. Um den jungen Erzherzog von Österreich, Bischof von Trient und Gurk, dem regierenden Grafen von Tirol, Sigismund Franz, rankt sich die Geschichte „*Der Schütz von Pertisau*“. Bei Eduard Hallerberger erschien 1876 „*Der Bauernrebell*“ (2 Bände). Der Roman aus der Tiroler Geschichte schildert den Bauernaufstand von 1531 unter Kaiser Ferdinand II. Mit Balthasar Doser, dem Helden des Romans, ist Michael Geißmair gemeint. Der Roman erlebte mehrfache Auflagen, so z. B. noch 1955 und 1965 im Bergland-Verlag. Breit und sich in vielerlei historische Details und freierfundene Nebenhandlungen ergehend, hat Herman Schmid seinen Roman aus Tirols Geschichte „*Friedl und Oswald*“ (3 Bände, Berlin 1866) angelegt. Vorher war der Roman schon in Otto Jankes „*Roman-Zeitung*“ erschienen. Es ist die reichlich ausgeschmückte Geschichte Herzog Friedrichs mit der leeren Tasche und seines Kampfes mit dem Tiroler Adel und König Sigmund. Es wird das abenteuerliche Leben Friedrichs in der Verbannung und dessen Rückkehr in die wiedereroberten Erblande geschildert. Zu Friedrich gesellt sich der Minnesänger Oswald von Wolkenstein als zweite Hauptgestalt des Romans. Schmid war zu diesem Roman während eines sommerlichen Aufenthalts im Tirolischen angeregt worden. Er hatte dort die einschlägigen Werke Beda Webers und des Innsbrucker Historikers Dr. Alfons Huber kennengelernt.

Der geschichtliche Roman „*Der Kanzler von Tirol*“ (4 Bände, 1862) hatte bei seinen zeitgenössischen Kritikern, wie etwa Dr. Hyacinth Holland, nicht jene positive Aufnahme erfahren, die das Werk nachmals fand. Der „*Kanzler*“ erlebte mehrfache Wiederauflagen, zum Teil auch in Neubearbeitungen, wie z. B. 1929 als Bergland-Buch im Verlag R. Kiesel, Salzburg (2 Bände). Im Vorwort zu dieser Auflage wird der Roman als Schmidts „hervorragendstes Werk, das alle anderen überleben wird“, gewürdigt und als „einer der besten historischen Romane, die die deutsche Literatur aufzuweisen hat“, dem Leser empfohlen. Zweifelsohne bietet Schmid ein farbig bewegtes Geschichts- und Kulturbild. Das tragische Geschick des Kanzlers Dr. Wilhelm Biener (geb. 1590), der auf Grund von Intrigen und Verleumdungen am 17. Juli 1651 in der Feste Rattenberg einem Justizmord zum Opfer fiel, wird von Schmid in fesselnder Weise geschildert. Dabei versteht er es, eine Vielfalt von Charakteren zu zeichnen und in Beziehung zu den historischen Ereignissen zu setzen, ob es nun Bieners Gegner oder die Freunde des Kanzlers sind, die sich mit ihm auf seinem Ansitz Büchsenhausen zu treffen pflegten. Büchsenhausen und Bieners gesamtes Vermögen wurden nach der Hinrichtung des Kanzlers konfisziert. Seine Gemahlin



*Herman Schmid. Aus: Der Kanzler von Tirol. 1. Band. Salzburg: Kiesel 1929. Archiv Muckenhumer*

verfiel vor Kummer dem Wahnsinn.<sup>75</sup> Bieners Schicksal hat sowohl Historiker wie Josef Hirn (1898) als auch Dichter und Dramatiker inspiriert. „Am bekanntesten wurde der Roman *Der Kanzler von Tirol* von Herman Schmid (1862) und das gleichnamige Theaterstück von Josef Wenter aus dem Jahr 1925.“<sup>76</sup>

Das Studium historischer Quellen, die Schmid eifrig benützt hatte, hinderte ihn nicht daran, eigene politische Ideale in seine Bücher einfließen zu lassen und damit geschichtliche Ereignisse mit den Zeitströmungen seines Jahrhunderts in Beziehung zu setzen, so auch im *„Kanzler von Tirol“*, dem das Studium einer Abhandlung des Innsbrucker Professors Dr. Pfaundler zugrunde liegt.

Gleiches gilt auch für die bereits genannten Erzählungen und Romane zur Geschichte Bayerns. Aber auch in den volkstümlichen Geschichten hält Herman Schmid mit seinen politischen und religiösen Anschauungen nicht zurück. Von einer aufdämmernden Zeit der Freiheit ist gleich zu Beginn seiner Geschichte aus einem bayerischen Dorf *„Aufg'setzt“* die Rede: „... auch hier war das Eis jahrhundertelanger Beschränkungen geborsten und ein belebender Hauch der Freiheit ging durch die Lande. Jauchzend, gleich dem entfliehenden Vogel, schwebte das entfesselte Wort, schwebte der nicht mehr geknechtete Gedanke dahin; ungehindert fanden sich als Genossen zusammen Alle, die gleiche Gesinnung oder gleiche Absicht verband.“

In *„Süden und Norden“*, einer weiteren Dorfgeschichte aus dem Kriegsjahr 1866, bekennt sich Herman Schmid zur Aussöhnung zwischen Bayern und Preußen und zur konfessionellen Toleranz! *„Wir glauben all' an einen Gott“*, äußert die Preußin Alwine, während Günther als Preuße das Übel deutscher Kleinstaaterei beklagt: *„Die vielen kleinen Staaten haben von jeher zu nichts Gutem geführt, und das Volk befindet sich am besten, je größer das Land ist, zu dem es gehört.“* Schmid läßt beide Auffassungen zu Wort kommen, wenn er Toni, das Mädchen aus dem Dorf, im Zuge des Streitgesprächs sagen läßt: *„[...] Die Heimat ist wie ein Schatz, für den man sein Leben hergibt, und Jedem kommt sein Schatz als der Schönste vor. Aber einem Anderen muß er deswegen net auf's Herz treten, Herr! Das ist kein richtiger Bue, der sein' Schatz schlecht machen laßt oder gar auslachen.“* An anderer Stelle liest man: *„[...] es ist doch traurig genug, daß es soweit hat kommen müssen, und daß wir Deutsche nun Deutschen als Feinde gegenüberstehen.“* Für Schmid's Humanitätsideal spricht der Satz: *„Darum sollen die Menschen miteinander leben und sollen einander leben helfen.“* Schließlich läßt der Dichter seine innerste Überzeugung zu Wort kommen: *„Ob der Süden oder der Norden uns geboren, die Herzen schlagen unter allen Himmelsstrichen denselben Schlag und sagen uns, daß wir Menschen sind, alle verschieden und doch einander so gleich, – Alle so vergänglich, daß jeder stündlich daran denken mag, den Andern als Menschen zu achten und gelten zu lassen, für sich allein und Jeden in seinem Volke.“*

<sup>75</sup> Siehe dazu: Das historische Schloß Büchsenhausen – ein Wahrzeichen Innsbrucks nördlich des Inn. Die wechselvolle Geschichte des alten Innsbrucker Ansitzes. Gez. Esch. (Dr. phil. Elmar Schiffkorn). In: Tiroler Tageszeitung v. 11. Dezember 1984.

<sup>76</sup> Zitat aus: *Gertrud Pfaundler. Tirol-Lexikon. Ein Nachschlagewerk über Menschen und Orte des Bundeslandes Tirol. Innsbruck. 2. Aufl. Nov. 1983, Rum. S. 34. Das Lexikon bringt auf S. 370 f. Daten über Herman Schmid.*

## 8. Herman Schmid als Herausgeber und Redakteur

Die Alpenlandschaften Bayerns und Tirols genossen Herman Schmid besondere Vorliebe. Auf seinen Ferienreisen fand er in Bayerns und Tirols Alpendörfern stets freundliche Aufnahme, da er sich bei der bäuerlichen Bevölkerung durch sein umgängliches Wesen und seine herzliche Art großer Beliebtheit erfreute.

Für die I. Serie „Die deutschen Alpen“ aus der Reihe „Unser Vaterland“ (1877–1880) der Stuttgarter Verlagsbuchhandlung Gebrüder Kröner zeichnete Schmid als Herausgeber. Das Werk war in drei großen Abschnitten mit je 15 bis 20 Lieferungen angekündigt worden. Im ersten Abschnitt (1877) sind es Schmid sowie der oberbayerische Dialektdichter und Reiseschriftsteller Karl Stieler (1842–1885), die den Leser auf seinen „Wanderungen im Bayerischen Gebirge und Salzkammergut“ begleiten. (Das Werk war in der 1. Auflage unter folgendem Titel erschienen und König Ludwig II. von Bayern gewidmet: „Aus deutschen Bergen. Ein Gedenkbuch vom Bayrischen Gebirge und Salzkammergut.“ Geschrieben von Herman Schmid und Karl Stieler. Stuttgart: Verlag A. Kröner 1873. 220 Seiten.) Von Schmid stammen die folgenden Beiträge: Das Gedicht „Die Berge grüßen“ auf S. 1–2 als Einbegleitung und die Aufsätze „Vor den Bergen“ (S. 3–18); „Der Chiemsee“ (S. 62–66); „Zum Königsee“ (S. 67–74); „Bergschlösser. Ein geschichtlicher Rückblick“ (S. 135–142); „Das Bergdorf. Kulturgeschichtliche Skizzen“, davon das Kapitel Haus und Brauch, S. 143–153, sowie das abschließende Gedicht „Behüt dich Gott“, S. 191–192. Der Anhang enthält ferner noch Schmid's Beitrag „Aus Thier- und Pflanzenwelt“ (S. 195–200). Der zweite Abschnitt (1878) „Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg“ bringt auf der ersten Seite wiederum ein Grußgedicht von Schmid und die Beiträge „Das Unter-Innthal“ mit der Schilderung von Kufstein (S. 3); „Kitzbühel und die Salve“ (S. 9); „Rattenberg und Brixlegg“ (S. 13/14); „Zillerthal und Dux“ (S. 18); „Jenbach und Achenthal“ S. 25); „Schwaz und Hall“ (S. 29).

Einer Einladung des Verlegers Pustet folgend, übernahm Herman Schmid die Herausgabe eines illustrierten Wochenjournals, das vor allem die Leser im süddeutschen Raum ansprechen sollte. Am 1. September 1863 kündigte er das bevorstehende Erscheinen des „Heimgartens“ an und verband damit zugleich die Einladung zum Abonnement des als Haus- und Volksblatt mit Bildern konzipierten Journals. Dazu diente ein Prospekt mit Proben von Satz und Papier, der von einem Grußgedicht des Herausgebers einbegleitet war. „Denn jedem soll bei uns, tritt er herein, ‚Heimgarten‘ sein!“, heißt es darin abschließend. Als Satzprobe enthält der Prospekt Schmid's oberbayerische Geschichte „Die Goldsucher“ und einen vogelkundlichen Aufsatz von August Silberstein. Der Umfang des Wochenjournals wurde mit 1½ bis 2 Bogen angekündigt. Das Abonnement war zum Preis von vierteljährlich 54 Kr. bis 15 ngr. angeboten.

Laut Ankündigung hatten sich zur Mitarbeit bereits einige bekannte Schriftsteller bereiterklärt, u. a. Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Emanuel Geibel, Julius Grosse, Franz von Kobell, Franz Graf Pocci, Ottilie Wildermuth, der Privatgelehrte und Lyriker Dr. Hyacinth Holland, der dann auch als Redakteur am „Heimgarten“ mitarbeitete, und schließlich Adalbert Stifter. Kaum hatte Schmid die Herausgabe des „Heimgartens“ übernommen, als ihm schon von vielen Seiten Undankbarkeit vor-



Aus

# Deutschen Bergen

Ein Gedenkbuch

von

Bairischen Gebirge  
und  
Salzkammergut.

Geschrieben von

Herman Schmid und Karl Stieler.

Mit Illustrationen

von

G. Gloss, W. Diez, A. u. Ramberg, K. Raupp,  
J. G. Stellan, Fr. Volk, J. Watter u. A.

In Holz geschnitten von Ad. Glos.

Stuttgart.

Verlag von A. Kröner.

1875.





Seiner Majestät  
König Ludwig II. von Bayern  
dem deutschgesinnten Fürsten,  
dem hohen Schützer der Künste,  
dem begeistertsten Verehrer der  
Bergwelt

Ehrfurchtsvollst gewidmet

von den

Herausgebern.

geworfen wurde, da er ja Ernst Keil und der „Gartenlaube“ seine Bekanntschaft im Leserpublikum verdankte und nun mit einem konkurrierenden Journal gegen Keil auftrat. Schmid war sich jedoch keiner Schuld bewußt, zumal er Keil über seine Herausgeberschaft berichtet und von ihm die Erklärung erhalten hatte, daß Platz und Bahn offen und weit genug seien und daß man sich nicht befeinden müßte, wenn man miteinander konkurriere. Schließlich arbeitete Schmid ja auch mit anderen Journalen zusammen, wie z. B. mit Jankes Romanzeitung in Berlin.

„Der Heimgarten“ erlebte allerdings nur die beiden Jahrgänge 1864 und 1865. Zunächst erschien Schmidts „Die Sendlinger Mordweihnacht“ oder „Der Jägerwirth von München“ (1864). Mit der Honorierung der Beiträge zum „Heimgarten“ erwies sich Pustet keineswegs als kleinlich. So erhielt Adalbert Stifter bereits am 23. Juli 1863 den Betrag von 100 fl. in Gold als A-Conto-Zahlung für einen von ihm noch zu liefernden Beitrag. Es handelte sich dabei um Stifters Erzählung „Nachkommenschaften“, die im „Heimgarten“ von 1864 (Nr. 6–8) erstmals erschien. Stifter hatte die Handschrift der Erzählung am 20. Oktober 1863 anlässlich einer Schulinspektion in Schärding und Ried während der Abendstunden noch durchgesehen und überarbeitet, ehe er sie am folgenden Tag nach München absandte.<sup>77</sup> Auch Oskar Horn, dessen Novelle „Die Sängerin“ im September 1864 im „Heimgarten“ in Satz ging, hatte bereits im Juni dafür einen Vorschuß in Höhe von 50 Gulden erhalten.

Durch Erfahrung zur Vorsicht gemahnt, blieb Schmid als Herausgeber peinlich darauf bedacht, weder bei Pustet noch bei den Lesern des „Heimgartens“ Ärger zu erregen. Dies wird schon aus seinem Brief an Paul Heyse vom 15. Dezember 1863 ersichtlich:

„Verehrtester Freund! Das Programm des Heimgartens hat sich zur Pflicht gemacht, alles zu vermeiden, was nach irgendeiner Seite [...] sittlich oder religiös verletzten könnte. Diesem gegenüber muß ich besorgen, daß in Deinem ‚Weinhüter von Meran‘ einige Dinge Anstoß erregen könnten, wie Du ja selbst befürchtet hast. Es sind dies die Flucht des Kapuziner-Bruders in der Kutte, die Selbst-Trauung, und der Umstand, daß der liebenswürdige Zehnuhrmesser ein feierlich angelobtes Geheimnis bricht. Wären die Dinge beseitigt, dann wäre die Erzählung sehr willkommen und ich gebe dieselbe noch nicht auf, weil sie nach meinem Dafürhalten unbeachtet des Ganzen wegbleiben oder geändert werden könnte. Ich bitte dringend, ja den Gedanken fern zu halten, als wollte ich mir eine Kritik Deiner Dichtung erlauben – ich rede einzig vom Standpunkte der redaktionellen Zweckmäßigkeit. Von diesem glaube ich, daß die feine Motivierung, die Du in der Selbsttrauung angebracht hast, ihre volle Berechtigung hat, daß sie aber, nachdem doch einmal ein Gewaltschritt gethan wird, nicht beiträgt, das Pärchen höher zu stellen, daß wir ihm zu dem Übrigen auch das noch verzeihen und diese bedenkliche Scheinberuhigung wegfallen kann ohne das Interesse zu beeinträchtigen. Auch die Kutte könnte wegbleiben, Andrä müßte ja

<sup>77</sup> Siehe dazu: Otto Jungmair: Adalbert Stifters Linzer Jahre. Ein Kalendarium. Schriftenreihe des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich. Hgb. Dr. phil. Aldemar Schiffkorn. Folge 7. Stiasny-Verlag Graz – Wien 1958. S. 213 und 215.

noch nicht eingekleidet sein. Ebenso kann mit gelinden Worten das Gelöbnis des Frühmessers gemildert werden. Auch das Fläschchen Terlaner, das vor dem Wege zum Moidl getrunken wird, ist bedenklich – thäte es die Geige nicht allein? Könntest Du Dich zu Konzessionen entschließen, so würde es mich außerordentlich freuen: im anderen Falle müßte ich leider auf diese Novelle verzichten – mit größtem Bedauern, denn ich halte sie für vortrefflich in Bau, Charakteristik und Ausführung und die Schilderung von Land und Leuten ist geradezu unübertrefflich. Soll ich für meine Person einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß in Annas Charakter ein stärkeres Motiv läge, das es erklärt, warum sie fast 30 Jahre lang ihren Sohn sozusagen unter ihren Augen mißhandeln läßt, auch nicht im Mindesten, selbst nach der Verstoßung, für seine Existenz sorgt und doch nach so langer Zeit noch so starkes Muttergefühl hat, Alles in die Schanzen zu schlagen. Doch ist das, wie gesagt, nur ein rein subjektives Bedenken, das sich Deinem Plane gegenüber bescheidet. Ich behalte das MS [Manuskript] vorläufig noch, weil ich die Hoffnung auf Verständigung nicht ganz aufgebe: was Du äußerst, kann ja im Buche wieder hergestellt werden. Antworte bald Deinem Herman Schmid.

München, 15. Dez. 1863.<sup>78</sup>

„Der Weinhüter“ erschien 1864 in Heyses Ausgabe der „Meraner Novellen“, und erregte wegen der Verzerrung des Priesterbildes berechtigtes Ärgernis. Schmidts Brief spricht für die Umsicht und Sorgfalt, mit der er sich der Redaktion des „Heimgartens“ widmete. Heyse stand dem Christentum völlig fremd, ja feindlich gegenüber, und auch seine Moralbegriffe gaben Anlaß zur Kritik. Selbst der liberale Ernst Keil scheute sich daher mit Rücksicht auf junge Leserinnen, Heyses Novellen in der „Gartenlaube“ zu veröffentlichen. Schmidts Mitarbeiter im „Heimgarten“ Dr. Hyacinth Holland bezweifelte nachmals Schmidts Eignung für die Herausgabe und Redaktion einer Zeitschrift<sup>79</sup>, denn bereits nach den beiden Jahrgängen 1864 und 1865 war das Erscheinen des „Heimgartens“ eingestellt worden.

## 9. Im Münchner Dichterkreis

König Maximilian II. sollte sich bald nach seinem Regierungsantritt als Förderer und Schirmherr von Gelehrten und Dichtern erweisen. Mit der Berufung bedeutender Persönlichkeiten der Wissenschaft an die Ludwig-Maximilians-Universität setzte der König eine verdienstvolle Tat. Im Rückblick auf 1.200 Jahre bayerischer Bildungsgeschichte, verdienen Maximilians II. Maßnahmen als entscheidender Schritt in der weiteren Entwicklung Münchens zur bedeutenden Universitätsstadt gewürdigt zu werden.

Unter Maximilian II. wurde München aber auch zum Brennpunkt einer neuen literarischen Bewegung. Was Ludwig I. vornehmlich zur Förderung der bil-

<sup>78</sup> Bayerische Staatsbibliothek. Handschriften- und Inkunabelabteilung. Heyse-Archiv VI. Schmid Herman Theodor (8).

<sup>79</sup> Deutsche Biographie. S. 668.



König Maximilian II. Joseph. Aus: *Die Wittelsbacher in Lebensbildern*

denden Künste und als großzügiger Bauherr unternommen hatte, wollte nun dessen Sohn auch für das literarische Leben von Bayerns Metropole leisten. Bereits im Jänner 1852 berief er den Lübecker Dichter Emanuel Geibel als Vorleser an seinen Hof nach München und ernannte ihn zudem zum Honorarprofessor für deutsche Literatur und Metrik, wohl mit dem Ziele, eine Münchener Dichterschule zu begründen. Durch Vermittlung Geibels wurde 1854 der Berliner Paul Heyse (1910 als erster Deutscher mit dem Nobelpreis ausgezeichnet) vom König nach München berufen. Geibel und Heyse bildeten als „Berufene“, wie sie genannt wurden, den Mittelpunkt des Münchener Dichterkreises, zu dem sich der ebenfalls 1854 nach München als Professor der slawischen Sprachen und Literaturen berufene Dichter Friedrich Martin Bodenstedt gesellte. Mit Geibel und Heyse nahm er regelmäßig an den Symposien Maximilians II. in der alten Residenz teil.

Die von den „Berufenen“ gegründete Dichtergesellschaft der „Krokodile“ oder „vom Krokodil“ vereinigte eine Reihe der im München der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versammelten Prominenz des literarischen Lebens. Mit Herman Schmid waren es Felix Dahn, Josef Viktor von Scheffel und Hermann von Lingg, der mit dem scherzhaften Gedicht vom alten Krokodil „Im heil’gen Teich zu Singapur“ zum Namen der Dichtergesellschaft Anlaß gegeben haben soll. Man kam „im Teich“ zusammen, um literarische Fragen zu besprechen und sich über Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt auseinanderzusetzen. Stets lasen die Mitglieder der Gesellschaft auch aus ihren Manuskripten; anschließend wurde das Gelesene kritisch besprochen.

Das in der Nr. 34 der „Gartenlaube“ von 1866 veröffentlichte Gruppenbild „Im Krokodil“ von Th. Pixis zeigt Herman Schmid neben Paul Heyse stehend. Die Gesellschaft soll eigentlich „Der heilige Teich“ geheißen haben. Viele der „Krokodile“ (jedes Mitglied führte einen Namen von mythischer Bedeutung, Schmid wurde nach dem portugiesischen Dichter Cañões genannt) werden heute noch in der Literaturgeschichte erwähnt, so etwa Melchior Meyr, der mit seinen Dorfgeschichten aus dem Ries zum Vorläufer der Heimatkunst wurde, der Schweizer Dichter Heinrich Leuthold, der Offizier, Maler und Lyriker Wilhelm von Reder, der Lyriker Wilhelm Hertz, der auf dem Bilde das Krokodil trägt, oder Hans von Hopfen, Sekretär der Schillerstiftung, der zweite Träger des Krokodils. Die Gesellschaft besaß tatsächlich ein präpariertes Krokodil, welches Emanuel Geibel von einer größeren Reise mitgebracht hatte und das bei feierlichen Anlässen im Klubraum aufgestellt wurde. Eine Pyramide diente zur Aufbewahrung von Schriften. Pixis stellt den Augenblick der ersten feierlichen Einführung des Krokodils in die Gesellschaft dar.<sup>80</sup>

Der frühe Tod Maximilians II. am 10. März 1864 bedeutete zwar das Ende der königlichen „Tafelrunde“, doch die „Krokodile“ pflegten auch weiterhin Geselligkeit und Gedankenaustausch ebenso wie der Kreis der „Zwanglosen“, dem Herman Schmid gleichfalls angehörte. Für ein Fest der „Zwanglosen“ verfaßte er ein Sonett. Gerne fand sich Schmid beim Künstlerstammtisch im Café London ein. Er war ein

<sup>80</sup> Siehe dazu den Artikel (ungezeichnet) „Krokodile in München“. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt. Hgb. Ernst Keil. Nr. 34/1866. S. 531–534.



Braun. Mai. Seigel. Schöffel. Hopfen. Wilhelm Herr. Originalzeichnung von T. P. Pizzi. Bodenfest. Seutels. Dahn. Carrière. Belling. Große.



## Krokodile in München.

Die große Zahl von Wandergästen, die sich in friedlichen Sommern der bairischen Hauptstadt zuwenden, wird nicht bloß von den landschaftlichen Reizen der nahesten Alpen und des Oberlandes angezogen, auch die Stadt selbst lockt gar viele Besucher herbei, denn durch König Ludwig den Ersten ist dort bekanntlich eine Menge merkwürdiger Bauten und Kunstschätze aller Art geschaffen und angelamelt worden, welche gesehen zu haben zu den Cardinalspflichten jedes Touristen gehört. Dieser Fürst hatte seine Neigung mit großem Uebergewichte den bildenden Künsten zugewendet, wie er denn durch die Berufung von Architekten, Malern und Bildhauern recht eigentlich der Gründer einer neuen Kunstschule geworden ist. Die Wissenschaften hatten sich einer solchen Begünstigung nicht zu erfreuen; mindestens weiß man nicht viel mehr von solcher Förderung zu erzählen, als daß er in jüngeren Jahren einem deutschen Dichter einen Jahrgehalt zu verleihen beschloß, lange Zeit zwischen Heine und Platen schwankend und endlich für Letzteren sich entscheidend.

Es ist eine nicht seltene Erscheinung in der Geschichte der Künste, daß der Nachfolger, in der Absicht, seiner Thätigkeit ein neues Feld zu schaffen, gerade das Gebiet bebaut, das der Vorgänger brach gelassen; so war es auch, als König Maximilian 1848 auf den sturmumrandeten Thron stieg und, von dem Drange seiner persönlichen Neigungen und Studien geleitet, sich bald als Schirmherrn der Gelehrten und Dichter anfündigte, als den er sein ganzes schönes, nur zu kurzes Leben hindurch sich bewährte. Für alle Fächer wurden die ausgezeichnetesten Männer der Wissenschaft berufen und bald hatte sein königliches Wort auch die meisten der gefeiertesten Dichternamen der Gegenwart um sich versammelt, sicher in der Hauptabsicht, die Dichtkunst selber zu fördern, eine eigene neue Dichterschule entstehen zu lassen, wie sein Vater eine Malerschule sich hatte bilden sehen und wie er selbst im Gebiete der Architektur sich mit der Visionenidee trug, einen neuen selbstständigen Baustyl hervorgerufen zu können.

Es war seine sehr ebene Bahn, welche die Dichter in München zu wandeln hatten; wenn aber auf ihr mehr der Dornen lagen, als eben notwendig gewesen wären, so mag die Schuld sich wohl auf beide Seiten verteilen: auf die eine, weil sie den Wildgarten, der zu einem Park umgeschaffen werden sollte, etwas sehr geringschätzig betrachten mochte, auf die andere, weil durch den Charakter des bairischen Volksstammes — sei es zu Lob oder Vorwurf — unentbehrlich ein starker nationaler Zug geht, der ihn zurückhaltend und abweichend gegen alles Fremde macht.

In wie fern der Gedanke des Königs, der mit seinem Volke Frieden haben wollte und hatte, verwickelt ward und eine Dichterschule entstand, läßt das Bild von Th. Fritsch, das die Gartenlaube diesmal bringt, erkennen, das Bild der in München von den „Verufenen“ (so heißen sie in der Volkssprache noch immer) gegründeten Dichtergesellschaft der „Krokodile“ oder „vom Krokodil“. Was dieser Name eigentlich zu bedeuten hat, ist wohl schwer zu ermitteln; die scherzhafte Veranlassung dazu soll ein kleines Gedicht von Hermann Lingg gegeben haben, also lautend:

Im heil'gen Reich zu Singapur,  
Da liegt ein altes Krokodil.  
Von äußerst grünllicher Natur  
Und laut an einem Vernispiet.  
Es ist ganz alt und völlig blind,  
Und wenn es einmal trübs des Nachts,  
So weint es wie ein kleines Kind,  
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht'!

Wahrscheinlicher liegt eine geheime Hindeutung auf Aegypten als die Urstätte aller menschlichen Cultur zu Grunde, denn besser Eingeweihte behaupten, die Gesellschaft heiße eigentlich „der heilige Tisch“ und die Mitglieder sollen allerlei befreundliche Namen von mythischer Bedeutung führen, wie Isis, Osneumon oder Scarabäus; Emanuel Geibel selbst heißt das Ur-Krokodil. Bei den Versammlungen der Freunde steht eine Pyramide auf dem Tisch, welche zur Aufbewahrung von Schriften dient; nicht minder das kleine Steinbild eines Krokodils auf einem mit Bilderschrift- Zeichen bedekten niedrigen Sockel. Die Gesellschaft besitzt aber auch ein wirkliches ausgepöcktes Krokodil, das Geibel einmal als Weih-

geschenk von größerer Reise mitgebracht haben soll, welches indeß seines Umfangs wegen unhandlich zu haben ist und daher nur bei ganz feierlichen Anlässen zum Vorschein kommt.

Unser Maler stellt den Augenblick dar, wie dies Krokodil zum ersten Male in die Gesellschaft gebracht und feierlich von ihr empfangen wird. Seitdem ist es noch bei mancher feierlichen Gelegenheit erschienen, wir versehen uns in Gedanken aber in eine der gewöhnlichen Versammlungen, die früher nur ein paar Abendstunden währten und erst in neuerer Zeit zu längerer Dauer erstreckt worden sind. In einer schmalen Stube an einem noch schmälern, langen Tische sitzt eine Reihe verschiedener Gestalten, schwach beleuchtet, denn das Gas brennt schlecht und läßt die Bände aller der braungelockten, silberhaarigen und kahlen Häupter nicht recht erkennen. Der vermischte Duft verschiedener Klimmstengel wölbt sich empor und durch den Rauch tönt die Stimme des Vorlesenden, welchen eben die Reihe traf, ein dichterisches Erzeugniß zur Verpöschung vorzutragen; wie eine majestätische Begleitung klappern aus dem anstehenden Zimmer die Billardbälle darein. Eben hat er gerade und neigt sich auf seine Handschrift herab, als ob er darin blätterte, und einen Augenblick waltet tiefes Schweigen, wie wenn die Geschworenen in der Saal treten, einen wichtigen Wahrspruch zu verkünden. Jetzt erhebt Geibel die sonore Stimme und macht eine Einwendung gegen den Grundgedanken des Gedichts, welcher ihm nicht besonders neu und innerlich wahr erscheint. Das spinnst sich in das Gebiet der Psychologie hinüber, und weder der dichterische Philosoph Carrière, noch der philosophische Dichter Melchior Meyr lassen sich die Gelegenheit entgehen, die Verächtlichkeit des zum Liebes gewordenen Gefühls zu untersuchen; das Gespräch will sich in's Breite verlieren und zu rechter Zeit wendet Paul Heyse den jugendlichen Apollonosee nach dem gängstigen Porten. Er fragt nicht nach dem Beweise der Berechtigung, er sucht diese nur im Gedichte selbst, in der Art, wie der Gedanke zur Form geworden, und findet hierin den Fehler des Gedichts. „Es ist nicht herausgekommen, wie es empfangen und empfunden ward,“ sagt er mit seinem Lächeln; der würdige Hans Hoppfen fällt ihm in's Wort und meint, es sei eben gar nichts herausgekommen, das sei lediglich gereimte Prosa. Mit noch größerem Geschwür rückt der Schweizer Leuthold in's Gesicht; er untersucht die Echtheit der Reime, die grammatische Richtigkeit der Wendungen mit unerbittlicher Sonde und bebauert, daß der „wackere Freund“ diebald mit einem so gänzlich verfehlten Producte sich blamirt. Hermann Lingg neigt das sinnende Haupt in nachdenklichen Schweigen vorwärts, und sein Nachbar und Landsmann Hermann Schmid, in Allem dem richtigen Maße nachstrebend, flüstert ihm ein Wort zu, wie allzu scharf scharf gemacht und man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten solle. Der Vorleser wählt den einzig möglichen Weg: er retirirt; er will das Gefagte auf sich wirken lassen und das darnach umgearbeitete Unlücksgebiß später wiederbringen.

Ein Anderer harret schon auf das Zeichen zu lesen; ein Gast, ein junger Mann, den ein zu wohlwollender Gönner eingeführt, damit er seine Sporen verdiene. Er liest; Schweigen ist die Antwort auf das kurze Liebesgedicht von der Art, wie sie nach dem Duzend gemacht werden. Der Leser staunt, es überläßt ihm kalt, aber er nimmt sich zusammen und liest noch eins, und siehe da, wie bei Klopstock, „die Stille ward stiller“. Jetzt wird dem Unlücklichen siedend heiß, das dritte Liebesgedicht geht vom Stapel, aber nicht mit besserem Erfolg. Dem Vorleser bricht der Angstschweiß aus, er liest noch einmal und siehe da, ein erträgliches Bild nimmt den Alp von allen Gemüthern, denn es macht doch möglich, ohne ästhetische Feltone ein „Recht hübsch“ oder „Erinnert an Heine“ hinzuworfen. Der Vorleser, der das für Lob nimmt, ist überglücklich, und im entscheidenden Augenblick bröckelt der Glodensschlag der achten Stunde vom Thurne Sanct Peter's; die Krokodile müssen fort, denn das Local gehört von dieser Stunde an einer Gesellschaft friedlicher Bürgergeschäften, deren bunte Scherben an der Wand hängen und deren ungeduldige Stimmung schon im Hause laute werden. Die Sitzung ist für diesmal zu Ende; man scheidet mit freundlichem Gruß und freut sich des Wieder-

sehens am nächsten Donnerstag, an welchem auch Bodensiedt zu erscheinen versprochen habe und Wilhelm Herz eines der altfranzösischen Raps von Marie de France vortragen werde, die er so meisterlich zu übertragen versteht.

Doch es ist wohl an der Zeit, zu Viris und seinem Wilde zurückzukehren und die Gruppen und Köpfe desselben zu deuten.

Die Hauptfigur des Ganzen mit der hohen Stirn ist Emanuel Geibel, ein Lieblingsfänger deutscher Nation, dessen Lieber von den ersten süßstehenden Jugendblüthen an bis zu den reifen Früchten der Mannstagen in Aller Gond und in Aller Mund sind und dessen Tragödie „Brunhild“ ihn den ersten Dramatikern beigestellt. Er nimmt mit Recht die Mitte ein, denn er ist der Gründer und Träger des Ganzen, er und sein neben ihm stehender Freund Paul Heyse, dessen Novellen mit ihren prächtigen Conflicten in ihrer reizenden Ausführung kleinen Alabaster-Bildwerken gleichen und der mit seinen ebenso dichterischen wie formsternen „Hermen“ und den andern versificirten Erzählungen, wie „die Braut von Cypern“, „Raphael“ u., in jedem gebildeten Hause einen Ehrenplatz bezieht, gleichzeitig aber mit seinen Dramen, wie „Hans Ränge“, „Elisabeth Charlotte“ u. a., auf der deutschen Bühne sich eingebürgert hat. Der Mann seitwärts im Vordergrund, der behäbig in den Hauteil gelehnt seine Pfeife schmaucht, ist Friedrich Bodenstedt, der Schöpfer des unsterblichen Mirza Schaffi, und der zweite neben ihm, eine seine, geschnidene Gestalt, ist Moriz Carrière, der berühmte Aesthetiker und Religionsphilosoph, der als Kritiker und Vorkämpfer eingreifende Wirksamkeit ausübt. Das sind sie, welche den Kern bilden, um den die Krystalle anstehen, die wir weiter mustern wollen.

Da ist vor Allen Hermann Lingg, den Geibel einst in die Literatur eingeführt und der seither sich neben seinem Meister ebenbürtig niedergelassen und sich durch seine wahrhaft eigenthümlichen Dichtungen voll tiefer Gedanken, glühender Farbenpracht und ergreifender Plasticität der Bilder in die ersten Reihen gestellt hat. Gelänge es ihm, das große Gedicht, die „Völkerwanderung“, so zu beenden, wie sie als Torso jetzt vorliegt, so könnte sie mit den größten Epopöen aller Zeiten wetteifern. Neben ihm (unter dem Krokodile) sitzt Melchior Meyr, der Verfasser der berühmten Dorfgeschichten aus dem Ries, mehrerer achtungswerthen Dramen und einiger philosophischer Werke wie „Gott und sein Reich“, worin er den alten metaphysischen Zwiespalt der Welt in geistvoller Weise zu lösen bestrebt ist. Auch seine Romane („Vier Deutsche“, „Ewige Liebe“) gehören dieser philosophirenden Richtung an. Ganz anders geartet ist der behäbige Herr vor dem einzigen Officier im Bilde. Das ist Herman Schmid, der Gartenlaube ein gar lieber Freund, der Dichter der Dorfgeschichten aus dem bairischen Gebirge, die ihn, wie „die Huberbüchlein“, „Altenrausch und Edelweiß“, „das Schwalbchen“, „das Wästel“ u., in kurzer Frist zu einem der beliebtesten und gefeiertesten Autoren gemacht haben. Auch in seinen geschichtlichen Romanen, „der Kanzler von Tyrol“, „Mein Oden“, „Im Morgenroth“, geht er unverkennbar darauf aus, ein Volkschriftsteller in der edelsten Bedeutung des Wortes zu sein und das Volk mit seiner eigenen Begeisterung für Freiheit und Recht zu erfüllen. Seine bisherigen dramatischen Leistungen haben trotz einiger Erfolge, wie „Columbus“, ein durchschlagendes Talent in dieser Richtung nicht bewiesen.

Hinter dem Tische mit der Pyramide sitzt Julius Große, der bekannte Epiker, der in seinen versificirten Erzählungen „das Mädchen von Capri“, „Gundel von Königssee“, in seinen Dramen, zumal in seinem jüngst erschienenen „der letzte Grieche“, Kraft des Gehaltens und Hülfe der Empfindung mit vollster Formbeherrschung verbindet und auch in der Novelle Tüchtigens geschaffen hat. Der Träger des Krokodils ist der Schwabe Wilhelm Herz, der Dichter von „Rancelot und Ginevra“ und „Fug-

dietrich's Brautfahrt“, sowie einer Sammlung von Gedichten, sämmtlich von reizender Frische und gesunder Ursprünglichkeit, von echt Uhländischem Geiste durchweht. Der zweite Träger des Krokodils ist Hans Hopfen, der derzeitige Secretär der Schillerstiftung, jetzt in Wien, Verfasser des Romans „Persegretta“, ein Epiker voll seltenen Wohltauts und bei tiefer Empfindung mit einem satirischen Zuge, der im besten Sinne an Heine gemahnt. Hinter Hopfen kommt Koppel, ein Landsmann und begabter Schüler von Herz, neben diesem Victor Schöffel, der Schöpfer des „Eckehard“ und des „Trompeters von Sedingen“, und an dessen Seite Carl Heigel, der die Tragödie „Marfa“ geschrieben, seither aber unter die Modejournale gegangen und Mitredacteur des — Bazar geworden ist. Der Officier mit dem Glase in der Hand ist Heinrich Keder, der Dichter von reizenden Liedern, deren die „Kriegenden Blätter“ eine Auswahl brachten, und Verfasser des trefflichen Reichthumsbuchs „der Bienenwald“. Hinter Lingg werden noch ein paar Köpfe sichtbar; der Reisende und Alterthumsforscher Julius Braun und der Gerichts-Rath A. Mai, ein höchst bedeutender Dramatiker, Verfasser von „Cinqmars“, „Zenobia“, der aber die tragische Muse über den Schmutzgerichts-Acten etwas zu negligiren scheint.

Zwischen Große und den Ellbogen Geibel's wird das erste Anlitz des bekannten Aesthetikers und Romanhistorikers Adolph Zeising („Hauss und Bauss“, „Joppe und Erioline“, „Gunst und Kunst“) sichtbar; der scharfgeschnittene Kopf über ihm gehört Felix Dahn, Professor der Rechte und Dichter und in beiden Hinsichten durch sein Geschichtswerk „die Könige der Germanen“ und durch Dichtungen wie „Harold und Iwana“ wohl bewährt. Auf seine Schulter stützt sich Leuthold, der Schweizer, der mit Geibel „fünf Bilder französischer Lyrik“ herausgegeben und sich als Meister in der Kunst des Uebersetzens, richtiger des Nachdichtens erprobt hat. Die Gruppe rechts besteht aus den musikalischen Mitgliefern der Gesellschaft, dem trefflichen Componisten Robert von Hornstein; Nohl, dem Biographen von Mozart und Beethoven; dem Musiktitler Grandauer mit Oscar Horn, einem hoffnungsvollen Dichtertalent. Das sind die Krokodile so ziemlich alle; mit Ausnahme einiger, die jetzt anderwärts haufen, wie der Kunsthistoriker Lägöw u. a.

Man sieht, es ist eine ansehnliche Zahl, die sich zusammengeschauert hat, und man kann in allen Ehren von einer Münchner Dichter-Schule sprechen und behaupten, daß sie, wie einst der Östlinger Hainbund, die schlesische oder schwäbische Dichtergemeinschaft, eine bestimmte Stellung in der Literaturgeschichte einnehmen werde. Fragt man nach deren gemeinsamem Kennzeichen, so ist ein solches unschwer zu finden und giebt sich Jedem kund, der das vor ein paar Jahren erschienene „Münchner Dichterbuch“ aufmerksam durchblättert. In der Stoffwahl ist es ein idealer Aufschwung aus der unruhigen Bewegung der Zeit und des Lebens, der alles Stürmende und Drängende wie etwas Unlauteres von sich abhält; in der Form ist es das Streben nach durchaus gleichgammelter Glätte, Correctheit und Anmuth; im Ganzen eine aristokratische oder akademische Richtung, die in der Elasticität wurzelnd zu ihr wieder zurückstrebt. Bei der größten Zahl der Mitglieder wird diese Charakteristik auf's Haar zutreffen. Ist es Seligen vergönnt, die Werke ihres Lebens aus der Vogelperspektive des Jenseits zu überschauen, so wird König Maximilian befriedigt hernieder lächeln. Wird auch nach seinem raschen und verfrühten Hinscheiden sein Gebäude mit mancher andern seiner Schöpfungen achlos dem Verfall überlassen und durch eine ebenso entschiedene musikalische Richtung verdrängt, so ist doch das Geleistete ein schönes Monument für ihn; ein schöneres lebt ihm im Herzen Aller, die sich zum „heiligen Reich“ bekennen.

Niemand ahnt, was die Zukunft bringt; Eines aber ist gewiß: was nach dem Unvergänglichem ringt und es dadurch in sich aufnimmt, das bleibt!

Vertreter der Vorstandschaft des Schriftstellervereins für Süddeutschland und stand daher mit vielen Persönlichkeiten des literarischen Lebens in Verbindung. Neben einer Fülle von Verpflichtungen hatte er auch zahlreichen ehrenvollen Einladungen nachzukommen, so etwa zum Dichtertag in Weimar, wie aus nachstehendem Schreiben an den Veranstalter hervorgeht:

München 14. Aug. 1874.

Gnädigster Herr !

Die Einladung zu einem Dichtertage in Weimar  
ist mir wie aus der Seele gesprochen und  
fällt mir wie ein vis major ab, so dürfen Sie darauf  
zählen, mich unter den Anwesenden zu finden: ich  
werde mir erlauben, im (unwahrscheinlichen) verneinenden Falle Ihnen weitere Nachricht zu geben.  
Hochachtungsvoll

Dr. Herman Schmid

München, Vorstadt Giesing  
Tegernseerlandstraße 18.

„München, 14. August 1874.

Geehrtester Herr!

Die Einladung zu einem Dichtertage in Weimar ist mir wie aus der Seele genommen und geschrieben: hält mich nicht eine vis major ab, so dürfen Sie darauf zählen, mich unter den Anwesenden zu finden! Ich werde mir erlauben, im (unwahrscheinlichen) verneinenden Falle Ihnen weitere Nachricht zu geben.

Hochachtungsvoll Dr. Herman Schmid  
München Vorstadt Giesing  
Tegernseerlandstraße 18<sup>81</sup>

<sup>81</sup> Textwiedergabe nach einer Fotokopie des Briefes aus dem Besitz des Heimat- und Kulturwerkes Weizenkirchen.

## 10. In der Volksbildung und Kommunalpolitik

Herman Schmid war in München nicht nur als volkstümlicher Schriftsteller angesehen, er war auch ob seines geselligen und hilfsbereiten Wesens in breiten Kreisen der Bevölkerung beliebt. Neben seiner Lehrtätigkeit am Konservatorium, wo er als ordentlicher Lehrer Rhetorik, Poetik, Deutsche Literatur- und Theatergeschichte unterrichtete, war er auch in der Volksbildung tätig. Aus Münchner und Augsburger Pressemeldungen der Jahre 1875–1879 sind uns einige Themen, die von ihm in Vortragsreihen behandelt wurden, bekannt, so z. B.: „Über den Begriff des Schönen und dessen Entwicklung“ (Vortragsreihe 1875/76); „Über die deutsche Bühne“ (zwei Vorträge im Jänner 1877); „Über das Häßliche. Was in der Kunst als häßlich bezeichnet wird“ (14. Jänner 1878 im kaufm. Verein); „Das Tragische und Komische“ (12. November 1878 im kaufm. Verein) und „Über Schönheitslehre“ (am 14. Februar 1879 im Rahmen der populär-wissenschaftlichen Vorträge im nördlichen Schrannepavillon bei freiem Eintritt). Für seine Schüler veröffentlichte Schmid im Jahresbericht der Königlichen Musikschule 1879 einen Aufsatz über „Lessing und Ekhof“.

Herman Schmid war nicht nur an der kulturellen Fortbildung Erwachsener durch seine Vortragstätigkeit im Volksbildungsverein und im kaufmännischen Verein interessiert, er hat sich zudem als Freund der Kinder erwiesen, unter denen er sich großer Beliebtheit erfreute. Noch lange nach seinem Tode wußte man davon in der Giesinger Vorstadt zu berichten. Das Ansehen und die Beliebtheit Herman Schmidts veranlaßte wohl auch seine Wahl zum bürgerlichen Magistratsrat der Haupt- und Residenzstadt des Königreiches Bayern.

Am 6. Februar wurde er von Bürgermeister Dr. Erhard als neugewähltes Mitglied des Magistratsrates eingeführt.<sup>82</sup> Diesem Ehrenamt fühlte sich Herman Schmid als äußerst populäre Persönlichkeit ganz besonders verpflichtet; außerdem mag es dem seinerzeit zwangspensionierten Kreis- und Stadtgerichts-Assessor wohl auch eine gewisse Genugtuung bereitet haben, sich nunmehr als gewähltes Mitglied des Magistratsrates für das Wohl seiner Mitbürger einsetzen zu können. Seinen zahlreichen gesellschaftlichen und kulturellen Verpflichtungen als Magistratsrat kam er gewissenhaft nach, ohne dabei seine schriftstellerische Arbeit hintanzustellen. Begreiflich, daß er zur Mitwirkung im Rahmen von Wohltätigkeitsveranstaltungen immer bereit war. Sein kulturpolitisches Interesse richtete Schmid u. a. auf eine Reorganisation des Oktoberfestes. Nach seinem Vorschlag sollte es alle drei Jahre gefeiert und mit literarischen und künstlerischen Wettbewerben verbunden werden. Zudem sollten von der Bürgerschaft Münchens Freiluftaufführungen veranstaltet werden, bei welchen Dramen aus Bayerns Geschichte dargeboten werden sollten. Zur Realisierung bzw. zur Ausarbeitung konkreter Pläne für die Reorganisation der Oktoberfeste kam es allerdings nicht mehr. Schmidts Mandat endete nach zwei Jahren. Die Abschiedsrede in der letzten Magistratssitzung des Jahres 1878 hielt

<sup>82</sup> [Münchener] Neueste Nachrichten Nr. 39 v. 7. 2. 1877 und Augsburger Abendzeitung Nr. 38 v. 7. 2. 1877.

Herman Schmid namens der ausscheidenden Magistratsräte.<sup>83</sup> Mit seinem Gesundheitszustand dürfte es zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zum besten bestellt gewesen sein.

## 11. Letztes Lebensjahr

Zum 25. August 1879, dem Geburts- und Namenstag König Ludwigs II. (geb. 25. 8. 1845) widmete er seinem Landesherrn und großzügigen Gönner die noch unvollendete dramatische Dichtung „*Maria Antoinette*“. In Herman Schmidts Konzept für seinen an den König gerichteten Brief findet sich bereits ein Hinweis auf den angeschlagenen Gesundheitszustand des Verfassers: „Ich habe versucht, einen der wenigen Sonnenblicke im Leben der Königin Maria Antoinette von Frankreich in einem dramatischen Bilde festzuhalten und habe das Stück eigens zu dem Zwecke geschrieben, es Eurer Majestät am heutigen Tage vorlegen zu können, wissend wie sehr Eure Majestät die königliche Martyrin verehren und deren Seelengröße, welche nur durch die Größe ihres Unglücks erreicht wird. Wiederholte Kränklichkeit hat die Ausführung verzögert; sodaß sich leider von der Allerhöchsten Huld Nachsicht dafür erbitten muß, daß ich nur den ersten Aufzug vollendet, den zweiten im Entwurfe, beide nur in eigener Handschrift vorzulegen vermag.“<sup>84</sup> Wenige Tage später erfolgte bereits der Dank des Königs aus Schachen:

„Mein lieber Dr. Herman von Schmid!

Sie haben mir zu meinem Doppelfeste zugleich mit Ihrem aus treuem Herzen kommenden Glückwünschen eine Dichtung dargeboten, welche in hohem Maße mein Wohlgefallen hat. Empfangen Sie für Beides meinen huldvollen Dank und die Versicherung, daß es Mich freuen wird, recht bald die Ausarbeitung des II. Aktes zu erhalten. Von Herzen wünsche ich Ihnen, mein lieber Dr. Herman von Schmid, volle Kraft und Gesundheit, damit Ihr von Mir hochgeschätztes Wirken ein ungetrübtes und ungestörtes ist. Empfangen Sie in diesen Zeilen den Ausdruck geneigter Gesinnungen, mit dem Ich bin

Ihr wohlgewogener König Ludwig

Schachen, den 30. August 1879.“<sup>85</sup>

Herman Schmidts Befinden gab zunehmend zu Besorgnis Anlaß. Im Jänner 1880 beging er mit seiner ihn treu umsorgenden Ehefrau Wilhelmine den 30. Hochzeitstag. Von König Ludwig II. trafen aus Hohenschwangau vom 21. Jänner 1880 datierte Glück- und Segenswünsche zum „erhebenden Familienfeste, an welchem der Dichter im Frohgefühl des Glückes auf eine schöne reichgesegnete Vergangenheit zurück blickte“<sup>86</sup>. Der Dichter aber mochte schon um sein beginnendes Leiden geahnt

<sup>83</sup> Augsburger Abendzeitung v. 2. 1. 1879.

<sup>84</sup> Bayerische Staatsbibliothek. Handschriften- und Inkunabelnabteilung. In Mappe „Malyothiana 37“.

<sup>85</sup> Ebenda. Königsbriefe.

<sup>86</sup> Wie Anm. 85. Cgm 7193/2.



Mein lieber V<sup>r</sup> Hermann von Schmid! Die Zeit  
 der Festung warst, haben Sie gestern Ihr 30-jähriges Geburts-  
 jubelium begangen. Ich sende Ihnen zu diesem wichtigen  
 Familienfeste, zu welchem Sie im Mittelpunkt des Glückes  
 auf einer hohen, reichgepflanzten Bergkette zurückblicken,  
 nachträglich von jungen Herzen Ihres innigen Glück-  
 und Regensinns. Möge der Himmel auch fernerhin  
 pflegend über Ihren Lebenslauf wachen und Sie diesen  
 Glückseligkeitstagen noch oft in ungetrübter Einsamkeit des  
 Geistes und des Herzens von der Seite Ihrer Gattin fern-  
 lassen. Gerne verfolge ich Sie bei diesen geselligen  
 Anlässen der Entzückung neuer süßlichen Gefühlsregungen, mit  
 welcher Sie kein

Gefühlswort,  
 am 11. Januar 1880.

Ihr  
 ergebener  
 Ludwig



haben. Im Februar verfiel er dann in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn bis Ende Mai ans Bett fesselte und an jeder Tätigkeit hinderte. Es spricht für seine große Beliebtheit, daß man in München allgemein Anteil am Befinden Herman Schmid's nahm.

Zu seinem 65. Geburtstag erreichte ihn die Ernennung zum Ehrenmitglied des 1849 gegründeten Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main. Unter den zahlreichen Glückwünschen, die ihm zuzingen, mag ihn der Geburtstagsbrief seines Monarchen besonders erfreut und geehrt haben.

„Mein lieber Dr. Herman von Schmid! Ich kann die Feier Ihres Geburtstages nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen zu derselben den Ausdruck meiner besten Glück- und Segenswünsche zu senden. Daß Sie die diesjährige Wiederkehr des Festes auf dem Krankenlager findet, läßt Mich Ihrer heute mit besonders warmer Anteilnahme gedenken. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihnen der beginnende Frühling die Genesung und die volle Frische des Körpers wiederbringen möge, und versichere Sie hiebei gerne neuerdings der huldvollen Gesinnungen, womit Ich bin

Ihr wohlgewogener König Ludwig II.

München, den 30. März 1880.<sup>87</sup>

Auf ärztlichen Rat suchte der Dichter im oberbayerischen Wildbad Adelholzen Erholung und Genesung von seinem Leiden, wenngleich er an einer vollständigen Wiederherstellung seiner Gesundheit zu zweifeln schien. Aus der Zeit seiner schweren Erkrankung datieren seine von Todesahnungen erfüllten Verse, die uns Ludwig Trost überliefert hat:

*Einen Frühling noch gieß mir in den Becher ein:  
Einen, wie diesen noch, Lenker der Schickungen,  
Einmal noch lass' dies Werden  
Schaun mich, dieser Entfaltung Pracht!*<sup>88</sup>

Für die Rückkehr aus Adelholzen hatte man dem Dichter eine Sympathie-kundgebung zugedacht, an der sich Persönlichkeiten aus allen politischen Lagern beteiligen wollten. Auch früher, bei seinen Aufenthalten in den Bergen, wurde er von den Dorfbewohnern immer feierlich und beifällig willkommen geheißen. Nun aber bot der bedenkliche Gesundheitszustand Schmid's keine Möglichkeit mehr zu festlichen Ovationen. Man hoffte zwar auf Besserung seines Befindens, doch verschlechterte sich der Zustand mit jedem Tag. Eine Lungenentzündung beschleunigte dann den jähen Kräfteverfall und den Eintritt des Todeskampfes. Noch einmal aus der Agonie erwacht, es war am Abend des 18. Oktober, sagte er, sich seines nahen Todes

<sup>87</sup> Wie Anm. 85.

<sup>88</sup> Trost. S. 84.



## TODES-ANZEIGE.

---

Heute Früh 1½ Uhr verschied, Gott ergeben, nach langem schweren Leiden, im 66. Lebensjahre, jedoch schnell und unerwartet, unser innigstgeliebter Gatte, Vater, Grossvater, Schwiegervater und Onkel,

Herr

**Dr. Herman von Schmid,**

kgl. qu. Kreis- und Stadtgerichts-Assessor und Schriftsteller,

Ritter des bayerischen Kronordens und des Verdienstordens vom hl. Michael  
I. Classe, Meister des Freien Deutschen Hochstiftes etc.

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten bringen diese Trauerkunde mit der Bitte um stille Theilnahme

Giesing, den 19. October 1880.

die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet Donnerstag, den 21. October, Nachmittags ½ 4 Uhr, vom Hause (Tegernseerlandstrasse 96) aus auf dem Auer-Friedhofe statt.

Kgl. Hof-Druckerei von E. Schlichter in München

bewußt: „Nun gut, wenn es sein muß, dann Adieu.“<sup>89</sup> Das waren Herman Schmid's letzte Worte. Wenige Stunden darauf, am 19. Oktober um 1.30 Uhr, verschied er.

Schon am selben Tag würdigte Münchens Bürgermeister Dr. Erhard in der Magistratssitzung den ehemaligen Magistratsrat und dessen „reines und keusches Werk“<sup>90</sup>. Zum Ableben Herman Schmid's erging an seinen großen Freundes- und Bekanntenkreis die Benachrichtigung.

„Heute Früh 1½ Uhr verschied Gott ergeben, nach langem schweren Leiden, im 66. Lebensjahre, jedoch schnell und unerwartet unser innigstgeliebter Gatte, Vater, Großvater, Schwiegervater und Onkel

Herr

Dr. Herman von Schmid

Königlicher quieszierter Kreis- und Stadtgerichts-Assessor und Schriftsteller

Ritter des bayerischen Kronenordens und des Verdienstordens

vom hl. Michael I. Klasse, Meister des Freien Deutschen Hochstiftes ecc.

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten bringen diese Trauerkunde mit der Bitte um stille Teilnahme

Giesing, den 19. Oktober 1880

die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet Donnerstag, den 21. Oktober, Nachmittags ½4 Uhr, vom Hause (Tegernseerlandstraße 98) aus auf dem Auer-Friedhofe statt.“<sup>91</sup>

Vor einer Büste Friedrich Schillers hatte man den Verewigten aufgebahrt, um so seiner geistigen Verbundenheit mit dessen Genius Ausdruck zu geben. Das Begräbnis gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Trauerkundgebung für den angesehenen Mitbürger. Trotz strömendem Regen gaben an 400 Personen dem Verstorbenen das Geleit vom Trauerhause zum Auer-Friedhofe, unter diesen die beiden Bürgermeister der Stadt, Dr. Erhard und Dr. Widemayr, hohe Beamte des königlichen Hofes, Vertreter des Hof- und Nationaltheaters, der Oper, des Gärtnerplatztheaters sowie des literarischen Lebens. Paul Heyse, Karl Stieler und die Gesellschaft der „Zwanglosen“ erwiesen dem Verewigten die letzte Ehrung. Pernwerth von Bernstein legte am Grabe einen Eichenkranz des Freien Deutschen Hochstiftes nieder, desgleichen – neben den vielen trauernden Freunden des Dichters, die sich mit Kranzspenden eingestellt hatten – der Vertreter der Augsburger Abendzeitung, dessen Kunstkritiker Herman Schmid gewesen war. Fackelträger des Magistrats und der Giesinger Feuerwehr, deren Ehrenmitglied der Verstorbene war, begleiteten den Trauerzug durch die Tegernseer Landstraße zum Friedhofe. Ihrem Lehrer und Vortragsgast

<sup>89</sup> Zitiert aus dem Bericht der Augsburger Abendzeitung Nr. 291 v. 21. 10. 1880.

<sup>90</sup> Zitiert aus [Münchner] Neueste Nachrichten. 33. Jahrgang, Nr. 294 vom Mittwoch, 20. 10. 1880.

<sup>91</sup> Ein Exemplar der Todesanzeige findet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek in der Mappe „Laubmaniana IV. H. v. Schm.“ (Gedruckt in der kgl. Hof-Buchdruckerei v. E. Muhlthaler in München.)

gaben auch der Lehrkörper und die Schüler der Königlichen Musikschule sowie Vertreter des kaufm. Vereines und des Volksbildungsvereines das letzte Geleit. Den Trauerzug führte der evangelische Stadtpfarrer Dekan Feez, der nach erfolgter Einsegnung dem Verewigten tiefempfunden Worte der Würdigung widmete.<sup>92</sup> Mit Herman Schmid – das wurde den Trauergästen in der Stunde des Abschieds bewußt – trug man einen ebenso angesehenen wie volkstümlichen Literaten, zugleich aber auch einen der Zeitzeugen jenes München zu Grabe, das unter drei bayerischen Königen zu einer Metropole des deutschen Kultur- und Geisteslebens aufgestiegen war.

König Ludwig II. drückte der Witwe des Dichters seine Anteilnahme mit dem folgenden Handschreiben aus:

„Frau von Schmid! Das Hinscheiden Ihres Gatten, des von mir hochgeschätzten Dichters Herman von Schmid, hat mich mit innigem, tiefen Bedauern erfüllt. Lebhaft gedenke ich nicht nur der Freude, die mir seine Werke stets bereiteten, sondern auch der treuen Anhänglichkeit, von welcher mir der Dahingeschiedene die schönsten Beweise gab. Die vaterländische Literatur hat durch diesen Trauerfall einen Verlust erlitten, den ich ebenso aufrichtig beklage, als ich an dem herben Schmerz teilnehme, welcher Ihnen, Frau von Schmid, beschieden wurde. Empfangen Sie mit dem Ausdruck dieser meiner Anteilnahme die Versicherung huldvoller Gesinnung, mit welcher Ich bin

Ihr gnädiger König Ludwig

Linderhof, den 20. Oktober 1880.“<sup>93</sup>

Für Ludwig II. bedeutete das Hinscheiden Herman Schmidts, den er sehr geschätzt und daher auch großzügig gefördert hatte, einen auch persönlich schmerzlich empfundenen Verlust.

## 12. Nach dem Tod Herman Schmidts

Herman Schmidts letztes Werk, der Roman *„Zum grünen Baum“*, war nach dem Willen seines Verfassers vorerst zur Veröffentlichung in der belletristischen Beilage zur Augsburger Abendzeitung *„Der Sammler“* vorgesehen. Der Roman blieb jedoch Fragment. Schmid wollte mit diesem seinem letzten Werk die Zeit vom Tode des Kurfürsten Max Joseph III. und dem Regierungsantritt Karl Theodors (1778 bis ungefähr 1790) behandeln und damit gleichsam ein Bindeglied zwischen *„Im Morgenroth“* und *„Mein Eden“* schaffen. In der Behandlung von Themen aus Bayerns Geschichte sah er als landesbewußter Volksschriftsteller einen wichtigen kulturellen

<sup>92</sup> Siehe dazu die Presseberichte in: Augsburger Abendzeitung Nr. 292 v. Freitag, 22. 10. 1880, S. 3: „Das Leichenbegängnis Herman v. Schmidts“ und in: [Münchner] Neueste Nachrichten Nr. 297, 33. Jahrgang, v. Samstag, 23. 10. 1880.

<sup>93</sup> Bayerische Staatsbibliothek Cgm 7193/2 Königsbriefe.

Auftrag. Er hatte daher häufig bei Dr. Laubmann, dem Sekretär der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek, landesgeschichtliche Werke zum Studium entliehen.

*Für Bibliothekar Dr. Laubmann  
auf'st.*

Dr. Herman von Schmid.

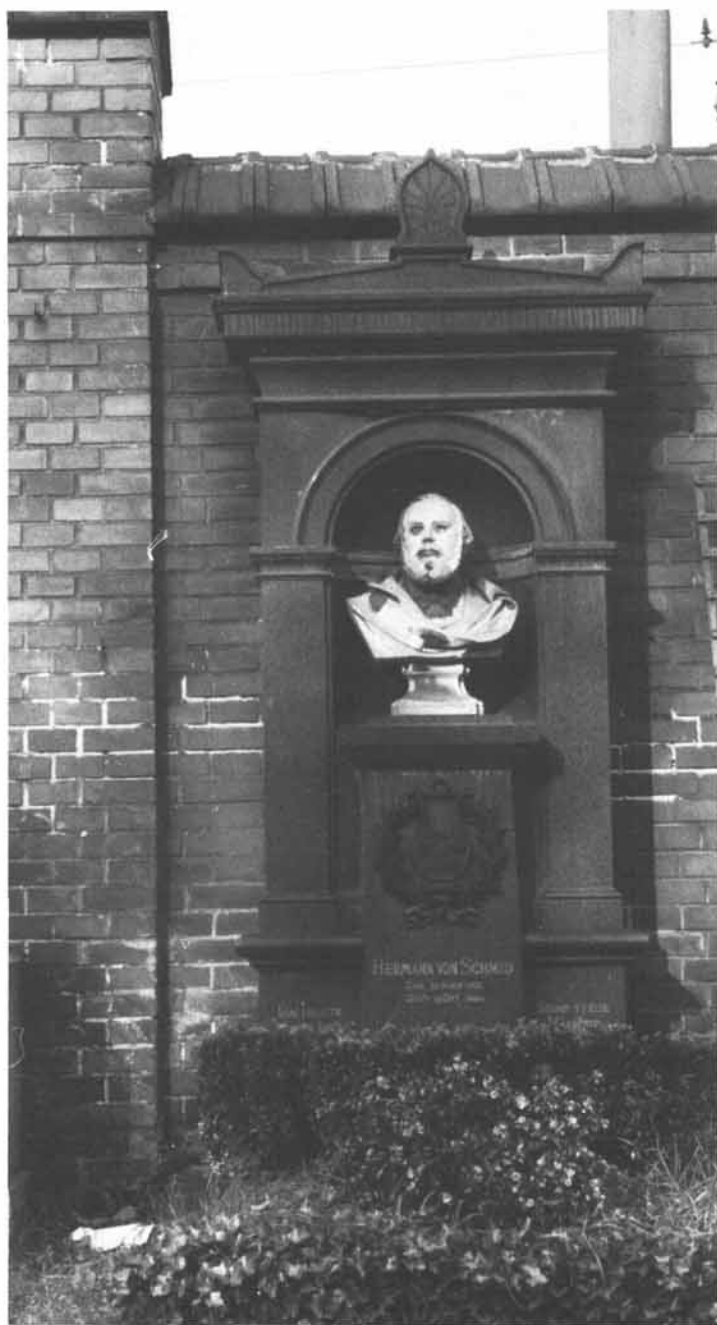
*um die bibliographischen Werke  
für die künftige Arbeit.*

Notiz des Dichters für Dr. Laubmann.

„Der Sammler“ brachte 1880 zunächst in den Nummern 145 (Donnerstag, 9. 12.), 146 (Samstag, 11. 12.) und 147 (Donnerstag, 14. 12.) einen ausführlichen Nekrolog aus der Feder von Joseph Ritter, einem vertrauten Freunde Herman Schmidts. In den weiteren Nummern 148 (Donnerstag, 16. 12.), 149 (Samstag, 18. 12.) und 150 (Dienstag, 21. 12.) erschien dann der Abdruck des 1. Kapitels von Schmidts Romanfragment „Zum grünen Baum“. Am zweiten Weihnachtstag brachte „Der Sammler“ als „Eine Reliquie des Dichters“ Schmidts nachgelassenes Gedicht „Das Vöglein auf dem Weihnachtsbaum“. Schon am Dienstag, dem 26. Oktober 1880, war im „Sammler“ Nr. 126 ein Nachruf auf Herman Schmid unter dem Titel „Für ein Dichtergrab“ von Engelbert Albrecht erschienen und dazu „Herman von Schmidts Schwanenlied“ (eine Eintragung im Gästebuch) von L. Roland veröffentlicht worden. Aus dem lyrischen Nachlaß Schmidts brachte „Der Sammler“, Nr. 156, in seiner Silvesterausgabe vom 31. 12. 1881 das Gedicht „Zum neuen Jahr“ heraus.

Freunde und Verehrer des Dichters hatten bald nach dessen Heimgang beschlossen, ihm ein würdiges Grabmal zu setzen. Ein Komitee bestehend aus Hofrat von Hüther, Regierungs- und Polizeidirektor Dr. Müller und Hofstabsrat Essl, konnte bereits am 1. November 1882 die Übergabe des Grabmals an Frau Wilhelmine von Schmid mittels Schenkungsurkunde vornehmen. Wie Ludwig Trost berichtet, waren die Skizzen zum Grabmal vom Direktor der Münchener Kunstgewerbeschule Emil Lange entworfen worden. Er hatte auch die Ausführungsarbeiten geleitet. Die Büste des Dichters von weißem Marmor ist ein Werk des Bildhauers Professor Anton Heß. Die Grabinschrift und das Emblem – Lorbeer und Lyra – hatte die Familie von Miller gestiftet. Der Syenit war von der Firma Ackermann in Weißenstadt gespendet worden.<sup>94</sup> Die Augsburger Abendzeitung vom 31. Oktober 1882 brachte dazu den fol-

<sup>94</sup> Trost, S. 113/114. Anm. 1.



*Herman von Schmid's Grab am Ostfriedhof München. Foto: Stadtarchiv München*



genden vom 29. Oktober 1882 datierten Bericht aus München: „Grabdenkmal von Schmid. Dieser Tage wurde in aller Stille auf dem Au-Giesinger Friedhof das Grabdenkmal Herman von Schmid aufgestellt. Schmid's Ruhestätte befindet sich bekanntlich links des Eingangs zum Friedhofe, an dessen westlicher Umfassungsmauer. Das Denkmal besteht aus einem in einfachen aber geschmackvollen Formen bearbeiteten, beinahe in Höhe der Mauer sich erhebenden schwarzgrauen Marmorblock, welchen die Firma Ackermann in Weißenstadt geliefert hat. In einer Nische ist die von Professor Heß in weißem Marmor ausgeführte, wohlgelungene Büste des Dichters angebracht; darunter in Erz gegossen, eine lorbeerbekränzte Lyra. Die Inschrift lautet: *Herman von Schmid. Geboren 30. März 1815. Gestorben 19. Oktober 1880. Gewidmet von Freunden und Verehrern.* Das Komitee, in dessen Hand die Freunde und Verehrer die Abtragung ihrer Ehrenschild gegenüber dem berühmten Schriftsteller gelegt, hat es unterlassen, den Akt der Denkmalenthüllung mit einer besonderen Feierlichkeit zu begleiten [...]. Die Grabstätte ist weit abgelegen von dem größeren Verkehr. Wir möchten uns daher dem von anderer Seite schon in der Presse ausgesprochenen Wunsch anschließen, daß das Gedächtnis an unseren bayerischen Auerbach dadurch gewissermaßen verallgemeinert werde, daß man einen Gipsabguß der Büste in einer der freien Nischen unter den Arkaden des südlichen Friedhofes aufstelle, wo München ja auch seine übrigen Toten ehrt.“<sup>95</sup>

Daß die Stadt München dem Dichter ein ehrendes Gedenken bewahren wollte, bewies die nach dem Tode Herman Schmid's erfolgte Benennung einer Straße in Giesing mit seinem Namen. Auf Anregung der Münchner Neuesten Nachrichten ließ eine dramatische Vereinigung am Wohn- und Sterbehause des Dichters eine vom Bildhauer und Steinmetzmeister Schußmann entworfene Gedenktafel anbringen. Bei deren Enthüllung am 14. September 1913 hielt Archivrat Dr. Ernst von Detouches die Gedenkrede<sup>96</sup>.

Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Herman Schmid veranstaltete die Münchener Volksbühne, dramatische Vereinigung „Frohsinn“, am Sonntag, dem 28. März 1915, um 16.00 Uhr im Gesellschaftshaus zur „Lacke“, Holzstraße 9, eine Herman-Schmid-Feier. Als Festspiel gelangte Schmid's „*Almrausch und Edelweiß*“ zur Aufführung. Abschließend erfolgte eine Huldigung des Dichters mit dem Vortrag eines Prologes von Archivrat Dr. Ernst von Detouches. Auch in Österreich wurde des hundertsten Geburtstages von Herman Schmid gedacht. So brachte die „Wiener Abendpost“ Nr. 67 v. Dienstag, 23. März 1915 (Beilage zur Wiener Zeitung) ein Feuilleton von Dr. Karl Fuchs „*Herman von Schmid. Zum bevorstehenden hundertsten Geburtstag*“. Vom selben Verfasser brachte die Beilage der „Linzer Tagespost“, 51. Jg., Nr. 79, v. Samstag, 27. März 1915, ein „*Gedenkblatt zum 100. Geburtstage des*

<sup>95</sup> Laut Auskunft der Landeshauptstadt München, Städtische Bestattung V 1/K vom 18. 6. 1985 an Frau Friederice Mayrhuber in Waizenkirchen wurde der Dichter in der Grabstätte M-li-24 im Ostfriedhof München beigesetzt. Die Grabstätte soll nach Feststellung der Friedhofsverwaltung noch vorhanden sein. Der Versuch des Verf., die Grabstätte auf Grund vorliegender Information aufzufinden, blieb 1985 leider ohne Erfolg.

<sup>96</sup> Siehe dazu [Münchner] Neueste Nachrichten Nr. 469 v. 13. 9. 1913.

Dichters". Schon zum 55. Geburtstage Herman Schmidts hatte man in Oberösterreich seiner gedacht. Mit den von A. E. Seibert im „Welser Anzeiger“, 15. Jg., Nr. 13 v. 30. März 1870 mitgeteilten „Erinnerungen an einen Landsmann“ wollte der Verfasser die Aufmerksamkeit der Leser „vom gewöhnlichen Getriebe des Tages“ ablenken, um die Erinnerung an einen Mann wachzurufen, „von dem wir mit Stolz sagen, er ist einer der Unseren“. „Der Sammler“ brachte in seiner Nr. 38 vom 30. März 1915 einen Essay von Dr. Georg Jacob Wolf „Herman von Schmid – zu seinem hundertsten Geburtstag“.

Das Gedenkjahr hatte die bereits erwähnte Münchner dramatische Vereinigung zum Anlaß genommen, eine Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für Herman Schmid einzuleiten. Der Erste Weltkrieg verzögerte das Vorhaben. So übernahm die Stadt München selbst die Durchführung des Projekts. Dies zeigt von der besonderen Aufgeschlossenheit der Stadtgemeinde, aber auch von der Wertschätzung, die Schmid auch noch vier Jahrzehnte nach seinem Tode in München genoß. Man bedenke, daß die Errichtung des Denkmals in schwerster Zeit, nämlich im Jahr 1919, erfolgte! In den [Münchner] „Neuesten Nachrichten“ Nr. 426 vom 21. Oktober 1919 liest man dazu u. a.: „[...] Zu diesem Zwecke errichtete Stadtbaurat Prof. Dr. Grässel an der Westspitze des ehemaligen Riegerangers vor der neuen Silberhornschule eine Terrasse mit Freitreppe. Der Entwurf und die Ausführung des Denkmals selbst wurde dem Bildhauer Hans Bauer übertragen. Nach längeren wiederholten Verzögerungen konnte das Denkmal nunmehr an der Rückseite der erwähnten Terrasse errichtet und am 19. Oktober 1919, dem Todestag Herman von Schmidts, der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Enthüllung fand ohne Feierlichkeiten statt. Das aus istrischem Steinmaterial gearbeitete Denkmal ist ein rundes Reliefporträt von etwa 1½ m Durchmesser. Die Umschrift lautet: *Herman von Schmid. Schriftsteller 30. III. 1815 + 19. X. 1880*. Ein ebenfalls aus Stein gehauener Eichenkranz umgibt das Bild. Eine darunter angebrachte Gedenktafel enthält die Inschrift: *Dem vom Jahre 1854–1880 zu Giesing lebenden Volksdichter und großen Kinderfreund zum ehrenden Gedächtnis. Die Stadtgemeinde München.*“

Am 22. September 1985 schließlich wurde dem Dichter auch an seinem Geburtsort vom Heimat- und Kulturwerk Waizenkirchen ein Gedenkstein gesetzt, der die Erinnerung an Herman Schmid in Oberösterreich bewahren soll.

Herman Schmidts Freunde erinnerten sich seiner als eines leutseligen, umgänglichen und stets hilfsbereiten Mannes, der besonders Kindern und schlichten Naturen zugetan war. Intrigen und übelwollende Kritik trafen sein empfindsames Gemüt schwer. So sehr er Geselligkeit liebte, so zog er sich dennoch gerne in die Stille seines vom Getriebe der Stadt abgeschiedenen Heimes zurück. Dort umgab ihn die Geborgenheit einer häuslichen Atmosphäre, die ihm die Muße zu seinem Schaffen sicherte. Auf ausgedehnten Spaziergängen in freier Natur sammelte er seine Gedanken, gewann er neue Inspirationen für sein literarisches Schaffen. In der schönen Jahreszeit liebte er es, in den Bergen Bayerns und Tirols zu wandern und mit den Menschen in den Dörfern und abgeschiedenen Weilern ins Gespräch zu kommen. Vieles, was er dabei gesehen und gehört, mag dann in seine Geschichten aus dem Volksleben miteingeflossen sein. Schmidts sonstige Reisen waren beruflich bedingt und hielten ihn nie lange von München fern.



*Gedenktafel an Herman von Schmid vor der Schule an der Icho- bzw. Silberhornstraße. Foto: Stadtarchiv München*

Wie immer man heute Herman Schmid und seine Bücher beurteilen mag, es sollte dabei ein Satz bedacht werden, den der exilierte rumänische Schriftsteller Petru Dumitriu vor Jahren über das Verhältnis Schriftsteller und Gesellschaft geäußert hat: „Die Künstler sind freie Menschen, sie sollen und dürfen schaffen, was sie wollen. Die Leser, die Kunstbetrachter sind ebenso frei und sollen frei entscheiden darüber, was ihnen nicht gefällt [...].“<sup>97</sup>

Herman Schmid war ein Kind des 19. Jahrhunderts, das ihn geprägt hatte. Ohne das kulturelle und politische Umfeld, in welchem er lebte und wirkte, in den Blick zu nehmen, wird man ihm weder als Menschen noch als Schriftsteller gerecht werden. Herman Schmid's Denken und Schreiben war von jener optimistischen Zukunftsvision bestimmt, mit der sich so viele seiner literarischen Zeit- und Gesinnungsgenossen identifizierten. Am Ende seines Romans „Im Morgenroth“ hat er sich zu dieser Vision als seinem Ideal bekannt:

*... der einzige Lohn, nach dem wir streben, sei der Gedanke an die Zukunft, die beseligende Gewißheit, daß es wieder zu tagen beginnt.*

---

<sup>97</sup> Petru Dumitriu: Der Schriftsteller und die Gesellschaft. In: Christ und Welt, Nr. 27, XVIII. Jg. v. 3. 7. 1964, S. 20f.